
WIDENER
HN P2UN Y



Eine natürliche Schwester.

(Censurfrey.)

Josephinische Curiosa;

oder

ganz besondere, theils nicht mehr, theils noch nicht bekannte

Persönlichkeiten, Geheimnisse, Details, Actenstücke und Denkwürdigkeiten

der

Lebens- und Zeitgeschichte Kaiser Josephs II.

„Joseph war so groß, daß man durchaus frey von ihm reden kann."

Joh. v. Müller.

„Den Hingeschiedenen ist man Wahrheit schuldig; den Lebenden Rücksichten."

Voltaire.

Inhalt:

1) Eine natürliche Schwester. — —
2) Der Kaiser und die Freimaurer.
3) „Warum wird Kaiser Joseph von seinem Volke nicht geliebt?"
4) Details über Josephs letzte Lebenstage.
5) Kaiser Joseph und die Capuzinergräuel in Wien.
6) Zwey französische Damen über Joseph in Paris.
7) Josephinische Memorabilien, von Hofrath Breitschneider.
8) Was Joseph von den Staatsbeamten, und wie er es mit ihnen hielt.
9) Kaiser Josephs Gebethbuch.
10) Kaiser Joseph und Prof. Feßler in Lemberg.
11) Rhapsodien über den Kaiser.
12) Trattners Project des Büchernachdrucks im Großen.
13) Josephs letzte Augenblicke; Catharinen von Rußland geschildert vom Prinzen de Ligne.
14) Ein absonderliches Taschenbuch.
15) Hinrichtung des Mörders Zahlheim.
16) Joseph II., kein Gemälde ohne Schatten.
17) Endlicher Beweggrund zur Aufhebung des Jesuitenordens.

Mit einem Titelbilde.

WIEN 1848.

In Commission bey J. Klang (Dorotheergasse Nr. 1105.)

Gedruckt bey A. Pichler's Witwe.

Vorwort.

Bey der Gelegenheit seiner, während einer langen Reihe von Jahren fast ununterbrochenen Lecture pflegte der Herausgeber Alles, was ihm Unbekannteres und vorzüglich Markantes über Kaiser Joseph und seine Zeit vorkam, theils ungekürzt, theils in Auszügen, Uebersetzungen ꝛc. zu sammeln. Da trat der fünfzehnte März ein; und es both sich sofort der Anlaß dar, jene Materialien für die Oeffentlichkeit zu benützen. Der Herausgeber nahm sie also vor, sichtete, ordnete, redigirte sie, und schrieb dazu eigene neue Artikel. Das vorliegende Buch ist eine Abtheilung alles Dessen. Findet es günstige Aufnahme, woran wohl kaum zu zweifeln sein düfte, so folgt unverzüglich die Fortsetzung, welche bereits druckfertig vorliegt. Der Titel übrigens sagt Alles, aber wohl schwerlich, wie es bey den meisten Titeln der Bücher und der Menschen der Fall ist, zu viel.

Wien, Ende März 1848.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

I.

Eine natürliche Schwester.*)

Der Graf Cobenzl, bevollmächtigter Minister der österreichischen Niederlande zu Brüssel, saß an einem Sommertage des Jahres 1768 in einer Gartenlaube, und blätterte in einer politischen Broschure. Da näherte sich der Kammerdiener, und überbrachte einen Brief. Als der Graf die Adresse betrachtete, schmunzelte er. Sie war offenbar von weiblicher Hand, und ringsum voll plumper Federzeichnungen im Roccocogeschmack, welche Amoretten, Herzen, Pfeile und dergleichen vorstellen sollten. Der Graf entließ den Diener, und erbrach das schwerfällige Siegel. Er las ungefähr Folgendes: Gnädiger Herr! Stutzen Sie nicht, daß eine Fremde sich an Sie wendet, um Rath und Zuflucht zu finden. Die hohe Achtung, welche man Ihnen allenthalben zollt, und Ihr mächtiger Einfluß bey Hofe, bestimmen mich dazu. Wer diejenige sey, die es wagt, Sie um Ihre Freundschaft zu bitten, sollen Sie binnen kurzer Zeit erfahren; und vielleicht wird es Ihnen angenehm seyn, den Wunsch der Schreiberinn erfüllt zu haben. Ich lege auf diese Worte ein Gewicht,

*) Es ist hier nicht die Rede von einer Novelle oder von einem Roman; es wäre dieß schon bey der Ueberschrift bemerkt worden. — — Die Materialien dieser ausserordentlichen Begebenheit befinden sich in den Händen des Verfassers.

und bitte, die gütige Antwort an Mademoiselle Frêle zu Bordeaux zu adressiren.

Der Brief war in schlechtem Französisch geschrieben und voll orthographischer Fehler. Der Graf steckte ihn zu sich, und fuhr fort, in seiner Broschure zu blättern.

Kurze Zeit hierauf langte ein Schreiben aus Prag an, unterzeichnet „Johann von Weissenstein" und folgenden Inhalts: „Sie werden, verehrter Graf, von einer Demoiselle Frêle zu Bordeaux einen Brief empfangen haben, in welchem dieselbe Sie bittet, Sich für sie zu interessiren. Ich kann sie nur aufmuntern, dieses Zutrauen zu rechtfertigen, und muß Ihnen rathen, den Wünschen jener Person zu entsprechen. Es versteht sich von selbst, daß Sie solche auch mit Barschaft unterstützen können, wenn sie deren bedürfen sollte; und hier käme es gar nicht auf die Summe an. Schiessen Sie ihr indeß Tausend Ducaten vor." Nach mehreren ähnlichen vertraulichen Aeusserungen schloß das Schreiben mit den Worten: „Wenn Sie erfahren werden, wer die Unbekannte ist, so wird es Sie freuen, ihr nützlich gewesen zu seyn; und Sie werden gegen Diejenigen erkenntlich seyn, die Ihnen Gelegenheit dazu gegeben haben."

Der Graf schrieb nun nach Bordeaux, und zwar, wie sich voraussetzen läßt, in den verbindlichsten Ausdrücken. Er sagte der Dame jegliche billige Willfahrung zu, machte aber zur Bedingung, daß sie ihm ihren wahren Namen nenne.

Nicht lange hierauf erhielt Graf Cobenzl eine Zuschrift aus Wien, in welcher er angelegentlich aufgefordert wurde, nicht zu ermangeln, der Demoiselle Frêle in Bordeaux gefällig zu seyn. Geldsummen aber anlangend, hieß

es, so möge er bey deren unbedenklichen Bewilligung nicht unterlassen, der Dame ernstlich an das Herz zu legen, sich bey ihren Ausgaben besser einzuschränken, als es seither geschehen sey, ohne daß sie deßhalb förmlich zu sparen brauche. — Dieß Schreiben war unterfertigt: „Ihr unterthäniger Diener Graf von D***n."

Graf Cobenzl beantwortete sowohl diesen Brief, als den früheren aus Prag. Keines seiner beyden Schreiben aber wurde erwiedert. Mit Demoiselle Frêle jedoch war ein förmlicher Briefwechsel eingetreten.

Im Spätherbste desselben Jahres erschien bey dem Grafen Cobenzl die Gattin eines Handelsmanns in Bordeaux, Namens Englumée, um mit ihm in wichtigen commerziellen Angelegenheiten zu sprechen. Die Rede kam auch auf Demoiselle Frêle; und die Kaufmannsfrau wußte nun guten Bescheid. Sie erschöpfte sich in Lobeserhebungen ihrer Schönheit und Großmuth, welch letztere, da die Dame ein großes Haus mache, wohl gewisser Massen an Verschwendung gränze. Zu bedauern ist, bemerkte die Frau, daß solch ein junges unerfahrnes Wesen sich selbst überlassen sey. Seit 3 Jahren hieß es weiter, wohne Demoiselle Frêle in Bordeaux; Jedermann begegne ihr mit der größten Achtung, besonders der Marschall von Richelieu. Sie habe eine auffallende Aehnlichkeit mit dem nun verstorbenen Gemahl der Kaiserinn Maria Theresia; ein geheimnißvolles Dunkel schwebe über ihrer Geburt; Niemand aber wage es, sich deutlicher darüber zu äussern; und die Dame selbst weiche allen Erörterungen ihrer Herkunft aus. — Dieß sind die Auskünfte, welche die Kaufmannsfrau dem Grafen Cobenzl gesprächweise ertheilte.

Des Grafen Correspondenz mit der Dame dauerte

fort. Eines Tages schrieb sie ihm, es möge ihm gefallen, ihr eine Haube von Brüßlerspitze zu senden im Werthe von 50 Louisd'or. Der Wunsch wurde augenblicklich erfüllt. Umgehend meldete sie ihm, daß sie die Haube zurückschicken werde; sie habe dieselbe nur einmahl getragen; sie sey nicht in der Lage, sie zu bezahlen. In der unverzüglichen Antwort des Grafen ward aber darauf gedrungen, die Haube zu behalten.

Nach einiger Zeit kam ein Schreiben an, nachstehenden Inhalts: „Gnädiger Herr! Sie fahren fort, meine höflichen Bitten zu verwirklichen, und ich fahre fort, Ihnen auf das Verbindlichste dafür zu danken. Ich sehe auch ein, daß ich Ihnen mehr Aufrichtigkeit schuldig sey, als ich bisher beobachtet habe; allein man kann nicht Alles dem Papiere anvertrauen, und ich verspare eine offenherzige Mittheilung auf eine Reise nach Brüssel, die ich vorhabe, zu unternehmen. Ihnen dann, nur Ihnen gnädiger Herr, werde ich gewisse Geheimnisse enthüllen; nie aber dem Grafen Mercy, kaiserlichem Bothschafter in Paris, der mich mit Zumuthungen verfolgt, sie ihm zu entdecken. Ich muß mich bey Ihnen förmlich über diesen Herrn beschweren. Um Ihnen zu beweisen, daß ich alles Zutrauen zu Ihnen habe, sende ich Ihnen hierbey mein Bildniß; vielleicht verkündigt Ihnen schon der Anblick desselben Einiges von dem, was ich Ihnen werde zu entdecken haben; und ich bitte Sie, es sorgfältig aufzubewahren." — Das Miniatur-Porträt lag wirklich bey. Graf Cobenzl betrachtete es mit Theilnahme und Aufmerksamkeit; er fand, daß es das Antlitz eines allerdings sehr reizenden jungen Frauenzimmers sey; allein irgend eine Erinnerung, die sich auf besondere Verhältnisse beziehe,

erweckte es nicht in ihm. Der Herzog Carl von Lothringen jedoch fand, daß das Porträt große Aehnlichkeit mit den Gesichtszügen und dem Incarnat seines verstorbenen Bruders, des Kaisers Franz I. habe. Der Prinz fügte hinzu: „Nahmentlich sind es ganz seine Augen."

Dieses, wie alle andern Schreiben beantwortete der Graf mit Höflichkeit und Theilnahme, zugleich aber mit einer gewissen diplomatischen Zartheit, stets darauf bedacht, nicht zuviel zu wagen. Im Verlaufe dieses ununterbrochenen Briefwechsels meldete ihm die Dame, daß sie sich erlauben werde, ihm zwey Porträte zu schicken; mit einem derselben möchte er dann das ihrige vergleichen. Nachdem nun diese beyden Bildnisse geraume Zeit nicht eingetroffen waren, erinnerte der Graf daran. Hierauf wurde ihm die Antwort, sie befänden sich noch in den Händen eines Goldarbeiters, der noch nicht damit zu Stande gekommen sey, sie aus dem mit Brillanten besetzten Gehäuse heraus zu nehmen; wie dieß jedoch geschehen, würden sie sogleich folgen. Zwey Wochen hierauf kamen die beyden Porträte an. Es war das des Kaisers und jenes der Kaiserinn. Der Herzog Carl erkannte auf den ersten Anblick, daß sie von dem Meisterpinsel Liocards seyen.

Im December desselben Jahres erhielt der Graf v. Cobenzl in Betreff dieser Dame eine Zuschrift mit der höchst überraschenden Datirung: „Aus meinem Bette um 2 Uhr des Morgens. Wien." In diesem Briefe wurde der Graf hinsichtlich der Art und Weise seines Verhaltens gegen die junge Dame sehr belobt, und es wurde ihm befohlen, ebenso fortzufahren. Es wurde ihm gesagt, daß man mit dem Benehmen des Grafen Mercy sehr unzufrieden sey, und daß ihm selbes bereits Unannehmlichkeiten

zugezogen habe. Dieses arme Kind, lautete es weiter, habe schon so viel gelitten, daß man beschlossen habe, es in eine Lage zu versetzen, in welcher es volle Entschädigung finden werde. Ausdrücklich hieß es in dem Schreiben in Bezug auf die Dame: „Sie würde mir von derjenigen Person, welche mir die liebste auf Erden war, so zärtlich empfohlen!“ Es wurde dem Grafen aufgetragen, dem jungen Frauenzimmer eine klügere Oeconomie einzuschärfen; und zuletzt wurde ihm die Unverbrüchlichkeit des Geheimnisses zur Pflicht gemacht. Unterzeichnet war dieser Brief nicht. Der Inhalt und der ganze Ton deuteten genugsam darauf hin, von wem er sey.

Nicht lange darauf schrieb die junge Dame dem Grafen, er müsse einen Brief empfangen haben, dessen Gegenstand sie selbst sey. Der Graf unterließ nicht, ihr dieß zu bestätigen, und hierauf lautete die Antwort: „Ich bin Ihnen für Ihre Güte sehr verbunden; allein wenn ich eines gewissen Dienstes benöthigt wäre, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich mich vielmehr an Gott als an die Heiligen wenden würde. —“

Beinahe ein Jahr hatte dieser Briefwechsel gewährt, als der Graf Cobenzl Anfangs des Sommers 1769 Depeschen aus Wien erhielt, deren Inhalt in Beziehung auf die junge Dame ein höchst unerwarteter, ja ganz ausserordentlicher Art war. Es verhielt sich damit wie folgt. Der Hof von Versailles hatte, wahrscheinlich auf Anlaß der umsichtigen Beobachtungen des Grafen Mercy, den Wienerhof angegangen, Mademoiselle Frêle zu Bordeaux festzunehmen, und streng bewacht nach Brüssel zu schicken, um daselbst von dem Grafen Cobenzl und dem ersten Präsidenten Grafen Neny verhört zu werden. Fast gleichzeitig

erhielt der Herzog von Lothringen von der Kaiserinn den Auftrag, diese Gefangene auf das Strengste bewachen zu lassen, und in All und Jedem in diesem Fache weder Mühe noch Geld zu sparen. In diesem Briefe Theresiens kommt die Stelle vor: „Diese Unglückliche gibt sich für eine Tochter unsres verstorbenen Herrn aus. Wenn dieß nur den mindesten Anschein von Wahrheit hätte, so würde ich sie wie meine eigenen Kinder lieben und halten; aber ich weiß, daß es Betrügerey ist; und ich will, man soll Alles in der Welt anwenden, damit dieser so geliebte und heilige Name unsers Herrn, von dieser Unglücklichen nicht mehr entweiht werde." Es leuchtet ein, daß sowohl der Herzog von Lothringen als der Graf Cobenzl Alles aufbothen, um einem so gemessenen, ja strengen, die Ehre des Kaiserhauses betreffenden Befehle auf das Gewissenhafteste und Pünktlichste zu entsprechen.

Den Nachforschungen und Erhebungen des stets wachsamen, klug und thatkräftig wirksamen Grafen Mercy waren Geschehnisse vorausgegangen, die an das Fabelhafte gränzen, und von denen der Wienerhof mehr oder weniger unmittelbar war in Kenntniß gesetzt worden. Zu der Zeit nähmlich, als der unvergeßliche Kaiser Joseph nach Italien reisete, kam dem König von Spanien ein Schreiben zu, derart, daß er annehmen konnte, es rühre vom Kaiser her. In diesem Schreiben wurde ihm anvertraut, daß der verstorbene Kaiser Franz I. eine natürliche Tochter hinterlassen habe. Die Existenz derselben sey nur der Erzherzogin Marianna (Schwester des Kaisers) und einigen wenigen intimen Freunden des Vaters bekannt. Diese Tochter sey dem Kaiser Joseph als dessen natürliche Schwester auf das Zärtlichste empfohlen worden. Sie

befinde sich zu Bordeaux. Der Kaiser wünsche, daß der König von Spanien sie von ihrem jetzigen Aufenthalte weg, und nach Madrid bringen lasse, um, bevor Anstalten, ihres hohen Standes würdig, getroffen worden, bei einer Dame oder in einem Kloster zu verweilen. Der Kaiser erbitte sich diesen Dienst als einen Beweis der Freundschaft von dem Könige; er selbst könne sich mit der Vollziehung einer solchen Maßregel nicht befassen, weil zu befürchten stehe, daß die Kaiserinn Etwas davon erfahre, der die Sache noch ein Geheimniß bleiben müsse.

Dieser Brief brachte bey dem König bald eine entgegengesetzte Wirkung hervor. Er schickte ihn dem Kaiser zu, der sich damahls in Mailand aufhielt, und bath um Aufkläerungen. Joseph fand sich höchlich betroffen, und sandte beyde Schreiben seiner Mutter zu. Maria Theresia verfügte dann, wie wir oben erzählt haben.

In Gemäßheit dessen wurde Demoiselle Frêle im August 1769 zu Bordeaux in ihrer Wohnung festgenommen, und zwar von dem Lieutenant der Marechaussée Carel de Ferrand. Dieser Mann war ihr theilnehmendster Freund; sein Neffe hatte ihr seine Hand angetragen, die sie jedoch ausgeschlagen hatte. Die Verhaftung war kaum bekannt, als sich die zahlreichen Gläubiger einfanden, und mit Ungestüm Befriedigung verlangten. Besonders stürmisch und pöbelhaft erwies sich die Händelsfrau Englumée, von der Demoiselle Frêle bey dem Grafen Cobenzl so begeistert war vertreten worden.

Das junge Frauenzimmer ward von dieser Catastrophe so ergriffen, daß sie Blut auswarf, und der Kolik unterlag. Ihre Reise konnte nur langsam vor sich gehen. Als man sich der französischen Gränze näherte, rief ein Mann,

der aussah wie ein Curier auf den Wagen zu, warf ein Billet in denselben, und sprengte davon. Demoiselle Fréle erhielt von ihrem Begleiter, der jetzt der Gefreyte Poppt war, die Bewilligung, es zu lesen. Der Inhalt war: „Geliebtes Kind, man hat alles mögliche gethan, Sie zu retten; verlieren Sie den Muth nicht; hoffen Sie immer!" Die Demoiselle gab die feyerliche Versicherung, daß ihr weder der Reiter noch die Handschrift bekannt sey.

In Brüssel angekommen, wurde sie sogleich vor den Grafen Cobenzl gebracht. Ihr Anzug war höchst einfach; ihr Leibkleid war von grauem Tafft; darüber ein schwarzseidener Mantel mit Capuchon. Eine Art Schleyer von weißem Zeuge bedeckte ihr Gesicht. Wie sie in das Cabinett des Grafen trat, schlug sie den Schleyer zurück. Bey dem plötzlichen Anblick dieses liebreizenden, edlen und zugleich das innerste Seelenleid ausdrückenden Gesichts ward der Minister betroffen. „Ihr Gesicht" erzählt ein Augenzeuge „würde den unempfindlichsten Menschen zu ihrem Vortheil eingenommen haben. Sie ist groß und schlank gewachsen; ihre Schultern haben eine besonders gute Stellung; ihre Miene ist edel und sittsam. Sie hat den schönsten Hals und die schönsten Arme von der Welt; ihr Haar ist schwarz, von schönem Wuchs, und sehr geschickt zu dieser Krause, die so schwer zu finden ist. Sie hat eine frische Naturfarbe, gegen die entlehnte vortheilhaft abstechend; ihre Augen sind groß und lebhaft, und ihre Blicke könnten Alles sagen, was sie wollten. Eine kleine, zarte, etwas aufgestülpte Nase ist nicht die kleinste Zierde ihres Gesichts.

Was die Reize dieser schönen Gefangenen noch er-

höhte, ist die Verlegenheit, in der sie sich befand. Selbe schwand aber bald durch des Grafen Gewandtheit, und seine Gabe, Vertrauen einzuflößen. Wie in ihren Briefen, nannte sie ihn auch jetzt „Vater." Als sie ihm wie eine gute Tochter die Hand küssen wollte, ließ er es nicht zu, sondern umarmte sie. Ihre französische Aussprache trug den Stämpel des deutschen Accentes. Besonders muß bemerkbar gemacht werden, daß ihre anfängliche Unruhe gleichwohl nicht die mindeste Spur von Furcht zeigte. —

Der Graf ersuchte sie, Platz zu nehmen, und setzte sich zu ihr. Er befragte sie um ihre Gesundheit; er bath sie, sich zu beruhigen, und versicherte sie, daß sie aller Beweise von Rücksicht und Achtung gewärtig seyn könne, wenn sie nicht ermangelte, aufrichtig zu seyn. „Ich werde Ihnen Alles sagen, mein lieber Vater," entgegnete sie, „ich bin ein gutes Mädchen, das nie Jemanden Etwas zu Leide gethan hat. Es ist wahr, daß ich Schulden gemacht habe; aber ist denn das ein so großes Vergehen? Man hat mir so viel Geld gegeben; ich dachte, man werde immer damit fortfahren." Auf dieses Thema kam sie immer wieder zurück, so daß es scheinen mußte, als hielte sie bloß ihre Verschwendung für die Ursache ihrer Verhaftung. Ueber das Benehmen der Englumée beklagte sie sich bitter. Sie bezog sich auf den Lieutenant Ferrand, der sie versichert habe, sie sey von jener Frau bei den Preisen der Putzartikel frech überhalten worden, und die Forderung könne um ein Gutes vermindert werden. Immer kam sie auf die Geldverwirrung zurück. Ihre Gefangenschaft, sagte sie im Verlaufe eines ziemlich einsylbigen Gespräches, mache ihr große Sorge; sie fragte den Grafen, ob sie nun wohl bey ihm könne wohnen bleiben? Der Graf legte ihr die Un-

möglichkeit dar, und fügte bey, sie werde sich in dem mehr bey der Stadt liegenden Schlosse Monterel, wo man ihr einen sehr anständigen Aufenthalt bereitet habe, recht wohl befinden; sie werde daselbst mit aller Achtung behandelt werden, und der Erfüllung ihrer billigen Wünsche werde nichts entgegen stehen. Der Graf versprach ihr, sie Tags darauf zu besuchen, und versicherte sie wiederholt seiner wärmsten Theilnahme. Seine Worte schienen den tröstendsten Eindruck hervorzubringen, und die schöne Gefangene beurlaubte sich mit allen Zeichen der Zufriedenheit.

Demoiselle Frêle wurde nun auf das Schloß Monterel gebracht. Ihr Begleiter war der Platzmajor de Camerlang, ein milder, heiterer und geistreicher Mann. Den folgenden Tag erhielt sie durch den Grafen Reny eine Kammerfrau. Als der Graf Cobenzl sie besuchte, fand er sie wohlgemuth; sie zeigte sich mit allen Anordnungen sehr befriedigt. Der Graf trug ihr Lecture an; allein sie lehnte selbe ab mit dem Bemerken, daß sie nicht wisse, was Langeweile sey, indem sie sich immer damit beschäftige, Luftschlösser zu bauen. Die junge Dame verstand weder zu lesen, noch zu schreiben. — Herr von Camerlang mühte sich ab, ihr beyzubringen, ihren Namen zu schreiben. —

Tags darauf begann das Verhör. Des Morgens um 10 Uhr fand sich der Graf Cobenzl und der erste Präsident Graf Reny bei der Gefangenen ein. Graf Reny war höchlich überrascht von der großen Aehnlichkeit der Dame mit dem verstorbenen Kaiser; er war betroffen und verlegen. Als man sie nach ihrem Geburtsort gefragt hatte, erwiederte sie, er sey ihr nicht bekannt; man habe ihr aber gesagt, das Land des Orts, in welchem sie erzogen worden, heiße Böhmen. —

Der Präsident fragte weiter: „Ist der Ort eine Stadt? und wie lange mag es seyn, daß Sie sich daselbst befunden haben?“

Die Antwort war: „Der Ort, an welchem ich erzogen worden bin, ist ein kleines abseitiges Landhaus; in der Nähe befand sich weder eine Stadt noch ein Dorf. Weiter zurück kann ich mich an nichts erinnern. Mein Gedächtniß sagt mir nur, daß ich zwey Frauen übergeben war, von denen die eine etwa 50, die andere ungefähr 30 Jahre alt gewesen seyn mag. Zu dem alten Weibe sagte ich Mama; das andere nannte ich Catharina. Ich schlief in der Kammer des älteren Weibes. Beyde behandelten mich sanft und achtungsvoll. Zeitweise kam ein Geistlicher zu uns, den ich späterhin für einen Jesuiten hielt. Er pflegte in einem Zimmer des Hauses Messe zu lesen, und gab mir Unterricht in der christlichen Religion. Die ältere Frau, die, welche ich Mama nannte, begann mir die Kunst zu lesen und zu schreiben beyzubringen. Als aber der Geistliche das erfuhr, sträubte er sich dagegen, und untersagte es, worauf denn die Frau es einstellte. Der Geistliche übrigens begegnete mir stets mit ausgezeichneter Achtung.“

Es begreift sich, daß diese Aussagen einen eigenthümlichen Eindruck auf die beyden Richter hervorbrachten. Sie hielten inne, und besprachen sich leise; vielleicht theilten sie sich ihre Vermuthungen mit. In der Fortsetzung des Verhörs ertheilte die reizende Inquisitinn folgende Auskünfte: „Beyläufig ein Jahr hierauf kamen zwey Männer zu Pferde an; sie waren in Jagdkleidern; der Eine hatte eine sehr ansprechende Gesichtsbildung. Als sie in das Haus getreten waren, wurde ich sogleich gerufen. Dieser letztere Fremde umarmte mich, setzte mich auf den

Schoß, liebkoste mich, und empfahl mir, mich gut aufzuführen und folgsam zu seyn. Ich vermuthe, daß dieser Mann mich schon in früherer Zeit gesehen habe, denn ich erinnere mich, ihn sagen gehört zu haben, ich sey bedeutend größer und sehr verändert. Ich kann mich aber nicht entsinnen, daß ich ihn jemahls gesehen hätte. Etwa anderthalb Jahre nach diesem Besuch, fand sich derselbe Mann mit dem nähmlichen Begleiter, Beyde in derselben Tracht wieder ein. Dießmahl prägten sich die Gesichtszüge des Fremden tief und unauslöschlich in meine Seele ein, dergestalt, daß ich ihn nie und nimmer werde vergessen können; sein Anblick übte diesmahl einen geheimen, mächtigen Eindruck auf mich aus. Dieser Mann war von mittlerer Statur und ziemlich beleibt; seine Stirne war frey, seine Gesichtsfarbe frisch, sein Bart schwarz; an einer der Schläfe hatte er ein kleines weißliches Mahl."

Bei diesen letztern Worten hefteten sich ihre Blicke eine Minute lang starr auf das Gesicht des Grafen Reny, und bemerkte hierauf, daß selbes große Aehnlichkeit mit jenem des Fremden habe, besonders was die untere Hälfte betrifft; eigens übereinstimmend sei der Mund. Dann fuhr sie fort: „Als ich jenen unvergeßlichen Fremden das zweyte Mahl sah, nahm ich unter seinem Oberrocke etwas Rothes an seinem Halse wahr; ich fragte darnach, und erhielt die Antwort, es sey ein Zeichen, an dem man die Offiziere unterscheide. Was ist denn das: ein Offizier? fragte ich; und der Mann erwiederte lächelnd: „Das sind brave Leute! Sie, mein Kind, sind verbunden selbe zu lieben, weil Sie selbst die Tochter eines Offiziers sind." Diese Aeußerung gerade aus diesem Munde, erneuerte plötzlich eine unnennbare, zugleich süße und wehmüthige Sympathie in mei-

nem Herzen; ich ward innig gerührt, betrachtete den Mann erröthend, und als er sich anschickte sich zu entfernen, brach ich in Thränen aus. Er war bewegt, schien zu seufzen, und tröstete mich mit dem Versprechen, sich bald wieder einzufinden. Er kam wohl wieder, aber erst in zwei Jahren. In meiner stillen aber festen Anhänglichkeit entschlüpfte es mir, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Er sagte, eine schwere Krankheit sei die Ursache seiner langen Abwesenheit, gerade in jener Jahreszeit gewesen, in welcher er vorhatte, mich zu besuchen; und zwar in Folge einer heftigen Erhitzung auf der Jagd *). Dieser dritte Besuch war der letzte; mit innigstem Schmerze erzähle ich dieß!"

Bey diesen Worten schien die Sprechende sehr angegriffen. Doch erholte sie sich bald. „Diese letzte Zusammenkunft," sagte sie, „war für mich sehr wichtig. Als der Fremde seine gefährliche Krankheit erwähnt hatte, zerfloß ich in Thränen. Dieß bewegte ihn sehr, und als er mich um die Ursache meiner Rührung fragte, entgegnete ich: „Weil ich Sie liebe." Zärtlich erwiederte er, daß er mich gleichfalls liebe; er wolle für mich sorgen, mich reich und glücklich machen; Haus, Vermögen und Dienerschaft sollte ich erhalten; meine Domestiken würden gelbe und blaue Livrée haben. Während der Unterredung fragte mich der Fremde, ob ich die Königinn sehen wollte. Ich erwiederte, daß ich nicht wisse, was eine Königinn sey.

---

*) Der Herzog Carl von Lothringen erinnerte sich, daß sein Bruder der Kaiser so ziemlich um jene Zeit, von der das Mädchen sprach, alsbald nach einer Jagdpartie bedenklich erkrankt sey.

Er sagte hierauf: „Die Königinn, welche ich meine, ist eine schöne Frau; Sie würden sehr von ihr geliebt werden; aber ihre Ruhe erheischt, daß sie nie Ihre Bekanntschaft mache." Der Fremde umarmte mich zärtlich und schenkte mir jene zwey Bildnisse, die ich von Bordeaux aus dem Herrn Grafen von Cobenzl gesendet habe. Als ich die Porträte betrachtete, fand ich, daß das männliche desselben dem Fremden vollkommen ähnlich sey; ich sagte ihm das mit Verwunderung, und er bestätigte, daß er selbst das Original sey. Hierauf übergab er mir noch ein drittes Bildniß. Dieß stellte eine verschleyerte Dame vor. Der Fremde sagte, das sey seine Mutter, und setzte hinzu, ich möchte alle drey Porträte sorgfältig aufbewahren. Sie befanden sich in einem Beutel von blauer Seide, der auch eine große Anzahl Ducaten enthielt. Als der Mann Abschied nahm, versicherte er mich wiederholt, daß ich glücklich werden solle; ich müsse ihm aber versprechen, unverheirathet zu bleiben, und diese Zusage auf das gewissenhafteste erfüllen. Der Abschied war zärtlich und voll Trauer; Beyde schluchzten wir."

Bey diesen Worten hielt sie inne, blickte gen Himmel, und seufzte. Nach einer kleinen Pause, und nachdem sie mit dem Rücken der Hand sich mehrere Mahle über die Stirne gefahren, erzählte sie Folgendes: „In der Zeit zwischen dem ersten und zweyten Besuch jenes Herrn, kam eines Tages eine Dame in Begleitung zweyer Männer in dem Landhause an. Sie war von mittlerer Größe und etwas stark beleibt, von weißem Teint und anziehender Gesichtsbildung; ihre Kleidung war sehr einfach. Sie begehrte mich zu sehen, und betrachtete mich sehr aufmerksam und anhaltend. Bald gingen ihr die Augen über, und

sie seufzte. Mit stammelnder Zunge richtete sie mehrere doch ganz unbedeutende Fragen an mich; dieß schien mehr zu geschehen, ihre Verlegenheit zu verbergen. Zwey bis drey Mahl umarmte sie mich. Schluchzend sprach sie: „Mein Kind, Sie sind sehr unglücklich.“ Ihre Bewegung nahm so sehr zu, daß sie Wasser verlangte, um sich zu laben; sie war einer Ohnmacht nahe. Plötzlich dann erhob sie sich und zog von dannen. Ich war ebenfalls sehr gerührt. Es kam mir vor, als möge das meine Mutter seyn; allein ich kann gleichwohl nicht mit Bestimmtheit sagen, daß sie völlige Aehnlichkeit mit dem in meinen Händen befindlichen Porträt gehabt habe.

„Es mögen einige Monathe nach der letzten Zusammenkunft mit dem fremden Herrn verflossen seyn, als eines Tages jener Geistliche, dessen ich schon erwähnt habe, mir berichtete, mein Beschützer sey gestorben*), und habe kurz vor seinem Hinscheiden befohlen, daß man mich in ein Kloster nach Frankreich bringe. In wenigen Tagen reisen wir ab, sagte der Mann, und er sey nun auch hier, mir das Maß zu Kleidern zu nehmen. Er that dieß auch wirklich mittelst eines Bandes. Eine Woche darnach kam er nächtlicher Weile in einer Postkutsche an, und brachte mir vollständige Anzüge mit, zwey Pelze, dann ein schwarzes und ein rothes Kleid. Seither war meine Tracht sehr ordinär, und zwar von Barchent. Auf Geheiß des Geistlichen wurden sogleich meine geringen Habseligkeiten zusammengepackt, und ich zog einen blauen Pelz an. Also reisefertig stieg ich mit meinem Führer und mit Catharinen

*) Kaiser Franz I. starb 1765, den 18. August zu Innsbruck.

in den Wagen; bey der Trennung von der ältern Frau, die ich stets Mama genannt hatte, zerfloß ich in Thränen; aber die Angst vor dem Kloster, gegen das ich einen unüberwindlichen Widerwillen hatte, überwältigte bald alle meine Empfindungen. Die Schilderung, welche mir die beyden Frauen während der letzten acht Tage von dem Klosterwesen gemacht, hatte mir Entsetzen eingeflößt; ich bebte vor dem Gedanken, zeitlebens in solchen Mauern zu schmachten; noch jetzt schaudere ich."

Die Sprechende zuckte bey diesen Worten auf, dachte einen Augenblick nach, und fuhr dann fort: „Unsere Reise ward ohne Aufenthalt fortgesetzt; die Städte und Orte aber, durch welche wir fuhren, vermag ich nicht zu nennen. Wir kamen in Hamburg an. Hier verabschiedete der Geistliche Catharinen, und mich hieß er ein nach Bordeaux abgehendes Schiff besteigen. Als ich mich am Bord befand, näherte sich mir ein Mann von etwa 50 Jahren, und erklärte mir, daß er während der Reise zu meinen Diensten sey, und für mich sorgen werde. In Bordeaux angelangt, wurde ich von ihm zu einem deutschen Handelsmanne gebracht, der sich daselbst ansässig gemacht hatte; dessen Frau übergab mich einer Frau Guillaumot. Bey dieser wohnte ich während der ganzen Zeit meines dortigen Aufenthalts. Ich muß nachträglich anführen, daß der Geistliche, als ich in Hamburg im Begriffe war, das Schiff zu besteigen, mir gesagt hatte, mein Nahme sey Felicie Julie von Schönau. Unter dieser Adresse kam 14 Tage nach meinem Eintreffen in Bordeaux ein Brief an. Die Frau Guillaumot las ihn mir vor. Der Brief enthielt gute Lehren, und die Zusage, daß ich reichlich mit Geld solle versehen werden. Ich solle, hieß es darinn, bey dieser Frau verblei=

ben, und sie angehen, ihre anderen Pensionärinnen aus dem Hause zu geben, um mir selbes für mich allein zu überlassen. Noch wurde mir in diesem Briefe empfohlen, bescheiden und nicht neugierig zu seyn. Er war ohne Unterschrift und ohne Datum. Nach einigen Tagen fand sich ein Mann bey uns ein, welcher mir Tausend Louisd'or behändigte. Er äußerte bloß, daß er den Befehl habe, diese Summe zu meiner Einrichtung zu überbringen. Als ich ihn fragte, woher dieses Geld komme, beschränkte er sich darauf, mich zu bitten, mir darüber keine Unruhe zu machen und nicht neugierig zu sein. Ich hielt diesen Mann für einen Geistlichen. Alsbald miethete ich mir ein Haus, und schaffte mir Equipage an. Frau Guillaumot zog zu mir, und ich lebte in dem angenehmsten Umgang, unter den schönsten Zerstreuungen, heiter, froh und glücklich bis zu dem Augenblick meiner Verhaftung."

Es leuchtet ein, daß die meisten dieser Aussagen den Ansichten der beyden Richter nicht wohl entsprechen konnten. Insbesondere fand der Graf Cobenzl an dem Moment der Einschiffung mit jenem der Ankunft zu Bordeaux viel Seltsames. Er bemerkte also der Dame, daß sie ihn wohl mit Erfindungen zu täuschen suche, und forderte sie auf, sich zu erinnern, was er gleich Anfangs zur Bedingung gemacht habe. Nur durch volle Aufrichtigkeit könne sie sich des Schutzes der Kaiserinn würdig machen; im Gegentheil müsse er ihr seine eigene Verwendung entziehen; alle Folgen ihrer Unwahrhaftigkeit würden nur sie selbst schwer treffen. Der Graf sagte das mit solcher Entschiedenheit, mit solchem strengen Ernst, daß die Inquisitinn in Verwirrung gerieth, um so mehr, als dieß sein jetziges Benehmen so grell gegen sein früheres sanftes, mil-

des vertrauenerweckendes abstach. Der Graf zeigte sich entrüstet, und ließ sogar das Wort „Betrügerey" fallen. Als er vollends Miene machte sich zu entfernen, fiel sie ihm zu Füßen, schluchzte und gestand, sie habe allerdings Ursache sich Vorwürfe zu machen; sie wolle noch ganz Anderes erzählen, allein sie könne das nicht in Beyseyn des Secretärs thun. Auf einen Wink des Grafen trat der Secretär ab. Nun verfiel sie in lautes Weinen, warf sich neuerdings vor dem Grafen nieder, und beschwor ihn, Mitleid zu haben, und ihr zu verzeihen, daß sie ihm in Betreff der Einschiffung nicht die Wahrheit erzählt habe. Alles aber schwur sie, was sie über ihre Schicksale in Böhmen beygebracht, verhalte sich genau so, bis zu dem Augenblick, wo sie von dem Geistlichen abgeholt wurde. In Betreff dieser ganzen früheren Periode beharrte sie mit Festigkeit auf ihrer Aussage, und bath sofort, sie ruhig anzuhören, indem sie nun das Uebrige der Wahrheit gemäß verbessern und ergänzen wolle.

Diese willkommene Bitte wurde ihr mit aller Bereitwilligkeit gewährt. Man ließ ihr Zeit, sich zu erholen, sich zu sammeln und vorzubereiten, schärfte ihr aber wiederholt ein, sich jeglicher Unwahrheit zu enthalten. Was sie nun erzählte, ist Folgendes:

Man wird sich erinnern, daß der Geistliche, als er gekommen war, sie abzuholen, ihr eröffnet hatte, sie sey bestimmt, in ein Kloster gebracht zu werden. Ihr Widerwille gegen ein solches Los aber, erzeugte in ihr den Gedanken, einem so bittern Schicksal durch die Flucht zu entrinnen. Während der Reise both sich keine Gelegenheit dar, diesen Vorsatz auszuführen; bei der Ankunft in Hamburg jedoch, als sie das Meer und die Schiffe erblickte,

faßte sie sogleich den Entschluß, ihre Flucht von hier aus zu bewerkstelligen. In der Nacht, welche der von dem Geistlichen festgesetzten Einschiffung vorausgegangen, entfernte sie sich von Catharinens Seite, aus dem Bette, kleidete sich an, packte einige Bündel Wäsche und Kleider zusammen, steckte den Beutel mit den drey Porträten und den hundert Dukaten zu sich, schlich sich zum Hause und zur Stadt hinaus, und wanderte rasch von dannen. Sie ging so schnell und so lange, daß sie bey ihrem angegriffenen Gemüthszustande vor Ermattung zusammensank, sich mühsam in die Scheune eines Meierhofs schleppte, und da einschlief. In diesem Zustande wurde sie von dem Eigenthümer der Meierey angetroffen. Dieser Mann, ein Bauer, hatte Mitleid mit ihr, ihre Jugend und Schönheit rührten ihn, und er trug ihr an, eine Stube in seinem Hause anzunehmen. Sie ging darauf ein; jedoch aus Furcht vor der Nähe Hamburgs, verließ sie dieses Asyl, ohne daß die theilnehmenden Bauersleute zu bewegen gewesen wären, eine Erkenntlichkeit anzunehmen.

Auf einem schlechten Wagen fuhr sie die Straße nach Schweden zu. Den dritten Tag geschah es, daß sie vom Wagen fiel, und sich am Kopfe sehr verwundete; sie wurde in den nächstbesten Gasthof gebracht, und mußte da trepanirt werden. In demselben Hause war eine holländische Familie eingekehrt, im Begriffe, nach Schweden zu reisen. Diese menschenfreundlichen Personen nahmen sich der Verlassenen mit dem zärtlichsten Eifer an, bestritten die Auslagen für den Arzt und Wirth, und bothen ihr einen Platz im Wagen an. Sie nahm ihn an, und so reisete sie nach Stockholm. Die Namen der Holländer, und jenen eines protestantischen Predigers, der mit zur Reisegesellschaft

gehörte, nannte sie ihren Richtern. Als man in Stockholm angekommen war, miethete sie sich bey Eheleuten ein, welche Deutsche waren; der Mann hatte eine kleine Anstellung. Die Frau war eine sehr würdige Person, und bewies innige Anhänglichkeit zur Fremden. Eines Tages vernahm sie von dem Friseur der Frau, daß der österreichische Minister, Graf Belgiojoso eifrigst bemüht sey, einer von Hamburg weg entflohenen jungen Frauensperson habhaft zu werden. Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf sie. Ihre Lage erwägend, fand sie, daß selbst der Aufenthalt in einem Kloster nicht so abschreckend seyn könne, als der Jammer, der sie erwarte, wenn ihre Baarschaft zu Ende gegangen. Sie erzählte also dem Friseur, daß sie selbst jene Flüchtige sey, und stellte ihm frey, den Grafen davon in Kenntniß zu setzen. Den folgenden Tag brachte man ihr ein Billet des Ministers mit der höflichen Einladung, sich zu ihm zu bemühen. Dieses Billet hatte sie sich von ihrem Dienstmädchen Sophie vorlesen lassen. Noch denselben Tag begab sie sich zu dem Grafen. Nach einem achtungsvollen Empfang wurde sie von ihm um die Details ihrer Entfernung von Hamburg befragt; und als er aus ihren anderweitigen Antworten entnehmen konnte, daß sie in der That die betreffende Person sey, so machte er ihr zu wissen, für sie Sorge tragen zu wollen, wozu er den Auftrag habe. Er werde, setzte er hinzu, nachsehen, ob ihre Wohnung anständig genug sey. Als ihr der Graf Geld antrug, nahm sie es an; da ihr eigenes schon ziemlich auf die Neige gegangen war. Tags darauf besuchte sie der Graf. Er fand, daß ihre jetzige Wohnung nicht für sie geeignet sey; und erklärte, er werde ihr eine passendere, die mehr in seiner Nähe gelegen, einrichten

lassen. Diese neue Wohnung war bey einem Spezerey-händler; nach zwey Tagen bezog sie selbe; Sophie wurde von ihr beybehalten. Sie erhielt vom Grafen einen Bedienten; Speisen und Getränke wurden ihr in das Haus geschickt. Einige Tage darauf eröffnete ihr der Graf, daß er nun besondere Rücksichten für sie habe, indem sie ihm eigens empfohlen worden sey; von nun an möge sie belieben, in seinem eigenen Hotel zu wohnen. Wirklich bezog sie dieses noch den nähmlichen Tag. Hier befand sie sich ausgezeichnet und sehr wohl. Eines Tages bemerkte sie in einem der Gemächer des Grafen ein Porträt in Lebensgröße; es war jenes ihres frühern Beschützers in Böhmen. Dieser Anblick überraschte und ergriff sie dergestalt, daß sie ohnmächtig wurde, und in ein Fieber verfiel, das sie an den Rand des Grabes brachte. Die Krankheit dauerte sechs Wochen, und hatte zur Folge, daß die Patientinn in ihrem Wuchs plötzlich auffallend zunahm; auch ihre Gesichtszüge alterirten sich so, als wäre sie dreyßig Jahre alt, während sie doch höchstens sechzehn zählte. Nach ihrer Genesung bemerkte ihr der Graf, er habe von Hamburg aus erfahren, daß sie ihre Flucht von dort mit einem Begleiter, einem Engländer, unternommen habe. Hierauf entgegnete sie mit fester Beharrlichkeit, sie habe nie einen Engländer gekannt. Der Graf aber kam von seiner Behauptung nicht ab, worauf sie sich dann aus Unmuth, und um diese widrige Angelegenheit zu erledigen, dazu bekannte.

Auch diese hier beygebrachten Geständnisse und Erläuterungen konnten nicht genügen, wiewohl gar manches fabelhaft Scheinende, durch die in die Augen springende Verwahrlosung und durch die Naivetät der Erzählerinn

gemildert und gewisser Maßen begründet werden durfte. Unter andern hatte man den Buchhalter und Associé des kaiserlichen Consuls zu Bordeaux, nach Brüssel kommen lassen, weil man von ihm Aufklärungen in dieser räthselhaften Untersuchung hatte erwarten können. Er wurde einem dieser Verhöre beygezogen. Da sagte die Dame aus, er habe, als sie sich seiner als Secretär bedient, sich nicht dazu entschließen wollen, unter einen der Briefe einen falschen Namen zu setzen. Da habe sie denn ausgerufen: „Wer will mir verbiethen, zu thun was ich will? Kann ich nicht jeden Nahmen, der mir gefällt, wählen und unterzeichnen lassen."

Es kommen späterhin noch manche Dinge zum Vorschein, geeignet, die Inquisitinn Theils zu entschuldigen, Theils noch schärfer zu graviren. Von der Anklage, mit einem Mann aus Hamburg geflohen zu seyn, kann sie freygesprochen werden. Die Sache beruhte auf einer Verwechslung. Der Zufall hatte nämlich gewollt, daß zu derselben Zeit die Tochter eines Hamburger Kaufmannes von einem Engländer entführet wurde. Der Graf Belgiojoso war also unabsichtlich irre geleitet worden. Er gab dieser vermeintlichen Tochter eines Handelsmannes 25 Louisd'or zu ihrer Rückreise, und einen Begleiter nach Hamburg, der ein Kaufmann, und eben im Begriffe war, nach dieser Stadt zurück zu kehren. Ihr Erstes war, den Geistlichen aufzusuchen; täglich besuchte sie den Hafen; ununterbrochen ging sie in den belebten Straßen umher. Ein Mann, etwa 50 Jahre alt, einfach gekleidet, war ihr bey ihren Wanderungen mehrere Tage gefolgt. Endlich sprach er sie an, und machte ihr den Vorschlag nach Bordeaux zu reisen. Sie ging darauf ein, sich der Beruhi-

genden Voraussetzung, daß sie auf solche Weise am Leichtesten von Denjenigen, denen sie entflohen, könne aufgefunden werden. Der Fremde machte die Reise mit, und unterzog sich der Rolle ihres Bedienten.

Bey Frau Guillaumot hatte sie noch nicht lange gewohnt, als ein Brief, welcher nicht unterfertigt war, einging, des Inhalts, sie möge sich zu dem Marschall von Richelieu begeben, ihn um seinen Schutz zu bitten; er sey, hieß es weiter, auf ihren Besuch schon vorbereitet. Der Marschall nahm sie sehr achtungsvoll auf, und erzählte ihr, er habe von der Fürstinn *** einen Brief erhalten, in welchem ihm das Fräulein von Schönau angelegentlich empfohlen sey. Er bath sie, über seinen Diensteifer zu gebiethen, schlug ihr selbst mehrere Gefälligkeiten vor, und ging endlich in seiner gewohnten Galanterie zu einer Liebeserklärung über. Die Angebethete aber beschwor ihn, abzulassen und fiel ihm mit Thränen in den Augen zu Füßen. Der Marschall bekannte und entschuldigte seine Ungebühr, und beobachtete von nun an das anständigste Benehmen von der Welt. Nach einigen Tagen erhielt sie einen Besuch von ihm. Er munterte sie auf, sich im Französischen zu vervollkommnen. Noch oft besuchte er sie, benahm sich aber stets sehr anständig. Wenn er sie zu Festlichkeiten eingeladen, und Jemand ihn um den Namen und Stand seines Schützlings befragte, pflegte er nur zu antworten: „Sie ist eine sehr verehrungswürdige Person." Sie machte starken Eindruck auf die Männerwelt; allein wenn die Rede von der ernsten Absicht einer Heirath war, sprach sie mit der größten Bestimmtheit dagegen, eingedenk des Versprechens, welches sie dem fremden Herrn in Böhmen gegeben hatte.

Wie sie früher ausgesagt hatte, kam ihr von einem Manne, der sich nicht zu erkennen geben wollte, die Summe von Tausend Louisd'or zu. Dieselbe Person brachte ihr von Zeit zu Zeit Gelder, so daß sie im Ganzen 150,000 Livres erhielt. Nie vermochte sie zu ermitteln, woher diese Unterstützung komme, und bald kümmerte sie sich auch nicht mehr darum, in der begreiflichen Ueberzeugung, diese Quelle werde nicht versiegen. Deßhalb auch fröhnte sie den kostspieligsten Launen, verschwendete und gerieth, als die Gelder ausblieben, in Schulden. Der Betrag derselben belief sich auf 60,000 Livres zu der Zeit, wo sie verhaftet wurde. In dieser Verlegenheit, Bedrängniß und Angst gerieth sie auf den Gedanken, Briefe fabriciren zu lassen. Die meisten dieser Briefe, als man sie ihr bey der Untersuchung vorzeigte, läugnete sie nicht ab, z. B. den ersten an den Grafen Cobenzl, dictirt: „Aus meinem Bette ꝛc.;" einen an den Kaiser nach Florenz unter der Adresse als Grafen von D**n; einen andern an den bayrischen Minister in Paris; jenen an den König von Spanien, durch welches Schreiben die Ertheilung der Mystification veranlaßt worden war. Jenen aber, unterzeichnet: „Ihr unterthänigster Diener Graf von D**n" läugnete sie standhaft, so wie einige andere an die Grafen Cobenzl und Reny.

Als man ihr auseinandersetzen wollte, welchen Verbrechens sie sich durch diese Brieffälschungen schuldig gemacht habe, erklärte sie mit der größten Unbefangenheit und Einfalt, daß sie das nicht begreifen könne; sie sey, wie sie auch dem Secretär des Consuls gesagt habe, stets der Meinung gewesen, thun oder lassen zu können, was ihr beliebe, denn sie habe auch nicht daran zweifeln dür-

sen, die Tochter eines Monarchen zu seyn. „Nie," bemerkte sie, „habe ich mich gegen Jemanden geäußert, wie ich von dieser Angelegenheit und diesem Verhältniß dachte. Als jedoch die Unterstützung aufhörte, mußte ich wohl annehmen, die Person, von welcher sie gekommen, sey nicht mehr am Leben. Da ich nun auch glauben konnte, mein Aufenthalt sey nur dieser Person allein bekannt gewesen, und anderseits auch der Meinung seyn mußte, sie habe mehrere Vertraute in das Geheimniß meiner Existenz eingeweiht, so war nichts natürlicher, als daß ich beschloß, an solche vornehme Personen zu schreiben, wie geschehen ist. Denn dadurch mußte ich doch bald wieder in eine, meiner hohen Herkunft angemessene Lage versetzt werden. Hatte mir doch mein Vater das Versprechen gegeben, mich reich und glücklich zu machen! In meinem eigenen Namen und als von mir selbst ausgehend, konnte ich diese Briefe nicht schreiben lassen, da ich mich zweifelhaften und bedenklichen Nachforschungen von Seite derjenigen Personen ausgesetzt hätte, die von meiner Abkunft keine Kenntniß gehabt. Feste Beweise von der Bewandtniß meiner Geburt hatte ich ja nicht in Händen; ich würde mich der Gefahr ausgesetzt haben, für eine Abenteuerinn oder noch für etwas Verfänglicheres angesehen, und darnach behandelt zu werden. Daß ich nicht hatte glauben können, mit diesen unechten Briefen Unrecht zu thun, geht schon aus der Namhaftmachung meines Aufenthalts hervor; und ich hatte ja dabei augenscheinlich einzig die Absicht, mich dem kaiserlichen Hofe in die Hände zu liefern. Hätte ich mich denn also zu einem sonst so gefährlichen Schritte entschließen können, wenn mich nicht die unerschütterliche Ueberzeugung beseelt hätte, wirklich die Tochter des Kaisers zu

seyn?! Welch' schrecklicher Bestrafung hätte ich sonst gewärtig seyn müssen! Das Alles, darf ich behaupten, ist klar und einleuchtend. Bey meinem Verfahren habe ich Niemanden zu Rathe gezogen; ich betheure das aufs Neue. Ich muß aber hinzusetzen, daß der mit dem Namen der Fürstinn *** unterzeichnete, an den Marschall von Richelieu gerichtete Brief nicht von meiner Fabrication sey; ich betheuere dieß ebenfalls und auf das Feyerlichste!"

Was diesen letztern Brief betrifft, so stellte es sich heraus, daß das Fräulein von Schönau die Wahrheit gesagt habe. Der Marschall von Richelieu nähmlich, nachdem ihm das in Rede stehende Schreiben zugekommen war, hatte der Fürstinn unverzüglich geantwortet, und ihr gemeldet, daß er Alles aufbiethen werde, ein so hohes schmeichelhaftes Vertrauen, eine so bedeutungsvolle Empfehlung zu rechtfertigen. Diese Zuschrift des Marschalls wurde der Fürstinn von dem französischen Gesandten in Wien Marquis du Chatelet eingehändigt und die Fürstinn *** beantworte ihn nicht. Unsere Quelle setzt hinzu: „Man kann natürlicher Weise denken, daß, wenn die Fürstinn jenen Brief an den Marschall nicht geschrieben hätte, sie ihm geantwortet haben würde, und erklärt, sie kenne Mademoiselle von Schönau nicht; denn Niemand begünstigt dergleichen Betrügereyen; sie antwortete aber nicht darauf. Man kann also glauben, daß dieses Empfehlungsschreiben von ihr war, und daß sie folglich um das Geheimniß der jungen Person gewußt habe." Diese Quelle schließt mit den Worten: „Aber warum hat die Kaiserinn ausdücklich verbothen, die Fürstinn darüber zu befragen? Dieß wäre auch das einzige unfehlbare Mit-

tel gewesen, die ganze Sache aufzuklären." — In Ansehung dieses Umstandes jedoch können wir die Bemerkung beyfügen, daß die Kaiserinn den galanten Sinn ihres Gemahls wohl gekannt, und bey dergleichen Vorfallenheiten stets mit der größten Zartheit und Schonung sich benommen habe, ja mit einer wahrhaft erhabenen Selbstverläugnung und einer Seelengröße, von der die Geschichte des menschlichen Herzens wenige Beispiele aufzuweisen hat. In dieser Beziehung berufen wir uns auf einen der unpartheyischesten und angesehensten Geschichtschreiber, auf den Engländer Wilhelm Coxe nähmlich. In seiner Geschichte des Hauses Oesterreich, deutsch von Dippold und Wagner, vierter Band, in der Mitte des 118. Capitels, führt er, was des Kaisers Herzensverbindungen angeht, Folgendes an: „Ob sie (die Kaiserinn) gleich leidenschaftlich liebte, und ein Muster ehelicher Zärtlichkeit war, hatte sie doch ohne das mindeste Murren, ja selbst ohne den Schein, es nur zu bemerken, Franzens unzählige Beweise von Untreue ertragen." Des Kaisers Verhältniß mit der Fürstin *** insbesondere anlangend, so gibt Coxe auf derselben Seite folgende Anmerkung: „Am Tage vor seinem Tode stellte der Kaiser seiner Geliebten, der Fürstinn *** eine Anweisung auf 200,000 Gulden aus. Da die Zeit nicht erlaubte, sie zu zahlen, so wurde in einer Berathung die Frage aufgeworfen, ob ein solches Geschenk gültig sey. Mehrere verneinten es; Maria Theresia aber, die nur auf ihre und ihres Gemahls Ehre Rücksicht nahm, ließ sie ganz auszahlen." In der That, ganz des erhabenen Charakters dieser großen Frau würdig!

Kehren wir wieder zu unserer reizenden natürlichen

Töchter zurück! In ihren Geständnissen figurirte auch der Herzog von York. Von diesem Herrn erzählte sie Nachstehendes: „Als derselbe in Bordeaux eingeführt war, machte er mir zu wissen, er habe mir eine, mich selbst angehende sehr wichtige Mittheilung zu machen; er ließ mich bitten, ihm Zeit und Ort zu bestimmen, mich sprechen zu können; es solle aber Niemand in Bordeaux Etwas davon erfahren. Ich antwortete ihm, daß es, in Bezug auf den letzten Umstand, am Gerathensten seyn werde, sich zwischen 5 und 6 Uhr des Morgens nach dem Balle bey dem Herzog von Richelieu einzufinden. Wirklich erschien er auch zu dieser Stunde. Der Herzog von York begann damit, mir zu sagen, er sey hier, in Erfahrung zu bringen, worin die Summe meiner Schulden bestehe; eine vornehme Dame habe ihn beauftragt, mir diesen Betrag auszuzahlen. Der Wahrheit gemäß nannte ich denn meinen Schuldenbestand, der sich auf 60,000 Livres belief; ich fügte bey, meine Gläubiger setzten mir sehr zu. Der Herzog bath mich, ohne Sorgen zu seyn. Noch denselben Tag schickte er mir 700 Louisd'or mit dem Bedeuten, er werde das, was zur Tilgung noch mangle, nachtragen; und den folgenden Tag reiste er ab. Einige Tage darauf erkrankte ich. Eines Morgens, eben wie Herr St. Gere an meinem Krankenlager verweilte, langte ein Brief des Herzogs von York an, datirt Manaco. Dieser Brief, welchen St. Gere mir vorlas, begann mit folgenden Worten: „Ich war bereit, Ihnen dasjenige zu schicken, was ich Ihnen noch zuzustellen habe; aber als ich Sie verließ, erhielt ich einen Brief, worin man mir ausdrücklich auftrug, Ihnen dieses Geld nicht auf einmal zu geben. Ich habe an die Fürstinn *** geschrieben." Bei An-

führung dieser Stelle entriß ich St. Gere den Brief; ich verbath mir, daß er fortfahre zu lesen; denn mir war daran gelegen, daß er von diesem Verhältnisse in Unkenntniß bliebe."

Dieß sagend, langte das Fräulein von Schönau das Schreiben des Herzogs von York aus der Tasche, und wies es vor. Der Graf Reny nahm ihn an sich und las die Fortsetzung, welche also lautete: „Ich habe an die Fürstin *** geschrieben, sie zu bewegen, daß sie mir erlaube, Ihnen wenigstens diejenige Summe zuzustellen, deren Sie benöthigt sind, um den Verfolgungen Ihrer Gläubiger zu entgehen; allein...." Das Fräulein nahm nun das Wort: „Der Herzog war schnell gestorben. Ich erfuhr es einige Tage nach dem Empfang dieser Zuschrift. Ich ließ an die Personen schreiben, welche die Angelegenheiten des Herzogs zu besorgen hatten, mit der Bitte, mir meine Briefe und mein Porträt zurück zu stellen. Ich erhielt aber außer dem Porträt nur einen Brief wieder."

Das Verhör hatte bereits aus 24 Sitzungen bestanden; man hatte so ziemlich erhoben, was man bey der verwickelten Beschaffenheit der ganzen Angelegenheit, und bey dem mysteriösen Dunkel, in welches selbe gehüllt war, nur immer hatte erheben können. Der Graf Cobenzl und Herr von Reny berietehen sich nun, was denn mit der Person der Inquisitinn anzufangen sey. Der Wienerhof hatte von diesen Herrn verlangt, daß sie hierüber ihre Ansicht aussprechen sollten. Sie vereinigten sich sofort in der Meinung, die junge Dame in einem entfernten Kloster zu verwahren, bis die Zeit statthaftere Aufklärungen werde herbeygeführt haben. Schon im Begriffe, dem Hofe diese ihre Meinung mitzutheilen, langte ein Brief von dem Bruder

des Grafen Reny, Cabinettsecretär der Kaiserinn an, in welchem es lautete, die Kaiserinn habe aus dem Inhalt der ihr zeitweise eingehenden Verhörspapiere einen sehr ungünstigen Begriff von dem Charakter der Inquisitinn geschöpft, so, daß sie beschlossen habe, mit voller Strenge gegen selbe zu verfahren. Der Graf Reny nahm keinen Augenblick Anstand, seine ganze Beurtheilung der Sache dieser Nachricht anzupassen, und er ging so weit, vorzuschlagen, daß man diese Person ohne Umstände zurückschicken, und den Verfolgungen ihrer aufgebrachten Gläubiger überliefern solle. Dieses grelle Gutachten sendete er nach Wien ab. Wie ganz anders aber verfuhr der Graf Cobenzl!! Durchdrungen von den Gefühlen des Mitleids, der Menschlichkeit und der Großmuth; ausgehend von einem höhern Gesichtspuncte der öffentlichen Ehre, und weit entfernt von der Furcht, seiner Monarchinn, deren humanen erhabenen Charakter er wohl kannte, zu mißfallen, setzte er sich auch über alle sonstigen ämtlichen Bedenklichkeiten hinaus, lediglich dem Zuge seines gefühlvollen Herzens folgend, und sendete der Kaiserinn seine Meinung in folgendem Schreiben:

„Euer Majestät! Obgleich es den Anschein hat, daß diese Person nicht die Tochter des verstorbenen Kaisers sey, so kamen doch Umstände in ihrer Geschichte vor, die einigen Zweifel über ihre Abkunft erzeugen müssen, und bey dieser Ungewißheit kann ich nicht der Meinung des Herrn von Reny sein. Sein Vorschlag, die Person ihren Gläubigern auszuliefern, scheint mir sowohl in Beziehung auf den Willen Euerer Majestät die Verlautbarung dieser Begebenheit so viel als möglich zu ersticken, gefährlich, als Allerhöchstdero Menschlichkeit und Herzensgüte entgegen

zu seyn. Wenn man diese Unglückliche ihren Gläubigern zurückschickte, so würde man sie in die traurige, in die schreckliche Nothwendigkeit versetzen, zwischen der Gewißheit in einem Kerker zu verschmachten, oder der Schmach zu wählen, sich durch Mittel, die ihr ihre Reize verschaffen können, eine bessere Lage zu bereiten; ein Unglück, das um so mehr geeignet ist, Eurer Majestät Milde rege zu machen, als die Sitten dieser Person jederzeit untadelhaft gewesen. Ueberdieß würde man, wenn man sie nach Bordeaux zurückschickte, die Vermuthungen, welche man ersticken will, nur noch mehr befestigen, weil man dadurch ohne Zweifel zu erkennen gäbe, man sey auf eine gewisse Weise von ihrer Geburt überzeugt, da man den Betrug nicht gestattet habe. Der Einwurf, man müsse ihre Schulden bezahlen, wenn man sie ihren Gläubigern nicht überliefere, scheint mir im Vergleich mit den Gefahren, welche nach der Meinung des Herrn von Reny entstehen würden, sehr schwach zu seyn. Die Schulden belaufen sich nicht völlig auf 60,000 Livres; zu Bordeaux besitzt sie noch verschiedene Kostbarkeiten, eine vergoldete Toilette, viele reiche Kleider, werthvolle Hauseinrichtung u. dgl. Der Verkauf dieser Dinge könnte einen guten Theil der Summe decken, die sie schuldig ist; und was noch zu tilgen übrig bliebe, scheint mir für die Wohlthätigkeit Eurer Majestät ein geringfügiger Gegenstand zu seyn. Dieses Liebeswerk würde Eurer Majestät das unbeschränkte Recht einräumen, diese Unglückliche in eine Lage zu versetzen, in der sie vor den Gefahren der Verführung geschützt wäre. Meine Meinung besteht also darinn, daß Euer Majestät die Unglückliche in ein Kloster in Tyrol, oder in ein anderes Allerhöchstdero Bothmäßigkeit unterstehendes bringen lassen.

wohin die Kunde dieser Begebenheit noch nicht gedrungen wäre. Daselbst könnte sie ein ruhiges und stilles Leben führen und mit geringen Kosten. Wenn dann die Zeit ihr Schicksal deutlicher aufklärte, und zeigte, daß sie rechtlichen und vornehmen Personen angehöre (was die großen Summen, die ihr zugekommen, vermuthen lassen müssen), so würde man nicht das Mißgeschick haben, sich die Unglücksfälle vorwerfen zu müssen, denen diese junge Person augenscheinlich ausgesetzt seyn würde, wenn man grausam genug wäre, dem Rathe des Herrn von Reny zu folgen. Ich finde seine Meinung in jedem Anbetracht gefährlich, und ich würde eher rathen, daß diese Person nach aller Strenge der Gesetze behandelt werde, wenn dieser Vorschlag mit der Milde Eurer Majestät nicht durchaus unverträglich wäre. Wenn der Hof meinen Vorschlag genehmigt, so wird man ihre Habseligkeiten verkaufen, um ihre Schulden zu bezahlen, ohne daß die Gläubiger denken könnten, daß dieses von Seite Eurer Majestät geschähe. Es würde auch bedenklich seyn, sie das vermuthen zu lassen, weil sie argwöhnen könnten, daß Eure Majestät aus andern Gründen als denen des einfachen Mitleids dabey betheiligt seyen. Es wird hinreichen, durch die Unglückliche an einen Banquier in Bordeaux schreiben zu lassen, daß er ihre Effekten zu Geld mache, und den Schuldenstand verzeichnen lasse; was nachträglich zu bezahlen wäre, müßte im Namen der Schuldnerinn übermacht werden. Ihre dann befriedigten Gläubiger, sich erinnernd, daß diese Person so häufig über große Summen gebothen habe, werden keine Ursache haben, die wohlthätige Hand zu ehren, welche ihr diese letzte Hülfe würde geleistet haben."

Auf diesen Vorschlag des Grafen Cobenzl wurde nicht eingegangen; und jener des Grafen Neny konnte nicht verwirklicht werden. Der Herzog von Choiseul nähmlich verweigerte den Reisepaß nach Bordeaux. Fruchtlos verwendete sich bey ihm Herr von Barre, Gesandtschaftssecretär und Geschäftsträger in Abwesenheit des österreichischen Bothschafters Grafen von Mercy zu Paris. Er stellte dem Herzog vor, daß die Gläubiger zu Schaden kämen, wenn man ihnen ihre Schuldnerin vorenthalte; allein der Minister legte darauf kein Gewicht, und blieb bey seinem Ausspruch.

Mittlerweile war der Graf Cobenzl lebensgefährlich erkrankt. Als man ihm die Sterbesakramente reichte, sagte er zu einer intimen Person, welche von allem, was das beklagenswerthe Frauenzimmer anging, Kenntniß hatte: „Eben erhalte ich einen Befehl aus Wien, mit dem weitern Verfahren gegen die Gefangene inne zu halten, sie nicht zurückzuschicken, und bis auf neuen Befehl nichts mit ihr vorzunehmen.“ Dieser Brief war von dem Staatskanzler Fürsten von Kaunitz, von ihm eigenhändig geschrieben. Unverzüglich ließ der Graf Cobenzl diesen Brief verbrennen. Dann sagte er nach einigem Nachsinnen zu seinem Freunde: „Sie sehen, daß die Meinung eines ehrlichen Mannes wohl das Uebergewicht erhalten könnte.“

Den dritten Tag darauf starb der Graf. Ohne seinen Tod würde die verhängnißvolle Angelegenheit wohl eine ganz andere Wendung genommen haben. Indeß verfloß die Zeit, dergestalt, daß, wenn, was sehr möglich, ein wiederholter Befehl desselben Inhalts eingetroffen wäre, er zu spät gekommen seyn würde. Denn schon den Tag nach des würdigen Grafen Cobenzl Heimgang wurde die Unglückliche aus ihrem Gewahrsam gezogen; man

reichte ihr ein für allemahl 50 Louisd'or; ein Unterlieutenant der Brabanter-Marechaussée geleitete sie bis Quievrin jenseits Mons; und nun ward sie einem ungewissen Schicksale preisgegeben.

Unsere Quelle, der wir, was die Thatsachen betrifft, genau gefolgt sind, und bey der wir nur nicht unterlassen wollten, das interessante Citat aus Coxes Geschichte Oesterreichs einzuschalten, schließt mit diesen Worten: „Diese Erzählung ist ein getreuer Auszug aus den 24 Verhören, welche mir von dem Grafen C.... (Cobenzl), dem Neffen des Grafen von C.... (Cobenzl, des Ministers zu Brüssel), der ihm erlaubte, dabey zu sein, anvertraut worden."

Es ist nicht denkbar, daß jene grausame Maßregel an der unglücklichen Gefangenen, mit vollem Vorwissen, oder wohl gar auf Befehl der weisen, gefühlvollen, gerechten und großmüthigen Kaiserinn Maria Theresia vollzogen worden sey.

Das bemitleidenswerthe Schlachtopfer nun also, geächtet, verbannt, hinausgestoßen in die Welt, und ausgewürfelt allen äußern Möglichkeiten: welche Zukunft wird dieser Unglücklichen beschieden seyn? Ach, leider, eine höchst jammervolle, ja eine entsetzliche Zukunft! Unsere Quelle selbst liefert hierüber keine Nachrichten; sie schließt mit der Ausweisung des erbarmungswürdigen Geschöpfes, mit der Vertreibung desselben, und weiter sagt sie kein Wort mehr, ohne Zweifel, weil sie gleichzeitig mit dieser Catastrophe ist. Ob irgendwo auf dem Continent Etwas über das fernere Los der Aermsten veröffentlicht worden, ist uns nicht bekannt, und wir zweifeln daran. Allein von England aus erging traurige Bothschaft, und zwar mittelst einer periodischen Schrift 1780 und 1781, deren Titel

„The Craftman" ist (natürlich nicht zu verwechseln mit einem viel früher erschienenen, 14bändigen Werk, welches den nähmlichen Titel führt, und von dem man auch eine Ausgabe London 1731—37 besitzt).

Der in Rede stehende, grauenvolle, herzzerreißende Artikel des Craftman ist folgender: „Nachstehende kurze Erzählung ist so genau wahr, daß sie keine äußerliche Hülfe der Phantasie oder des Redeschmucks nöthig hat, um anzusprechen. Leser, welche das Wahre allein schön finden, werden davon gerührt werden; und nur für diese schreibe ich. Ich will also diese Geschichte mit der ihr eigenen Einfachheit erzählen, und mich genau an die Wahrheit halten.

Vor etwa vier Jahren kam in ein kleines Dorf unweit Bristol ein junges Weib und bath um etwas Milch, sich zu erfrischen. In dem ganzen Aeußern dieser Person war etwas so Anziehendes, daß es Jedermann auffiel. Sie war sehr jung und von bezaubernder Schönheit; ihr Benehmen war anmuthvoll und gewinnend; ihre Gesichtszüge waren von eigenem großen Interesse. Sie war eine Fremde, ohne Begleitung, in größter Dürftigkeit. Dessen ungeachtet klagte sie nicht, und enthielt sich jedes Versuchs, Mitleid zu erwecken. Ihre Benehmungsweise zeugte von feiner Erziehung; inzwischen war doch in Allem, was sie that, etwas Verwirrtes und Unzusammenhängendes. Tag für Tag streifte sie umher, ein Plätzchen zu finden, ihr elendes Haupt nieder zu legen. Kam die Nacht, so flüchtete sie sich in irgend eine verlassene Hütte auf dem Felde. Die Damen der Nachbarschaft stellten ihr vergebens die Gefahr einer solchen Lebensweise vor. Die Menschlichkeit dieser Damen verschaffte ihr die unentbehrlichsten Dinge des Unterhalts; doch weder durch

Bitten, noch durch Drohungen konnte sie vermocht werden, in einem Hause zu schlafen. Weil sie nun aber augenscheinliche Thorheiten beging, so ward endlich beschlossen, sie in Gewahrsam zu bringen. Bey dem Zeitpunkte dieses Ereignisses mag ich nicht verweilen, es würde mir, wie dem Leser das Herz zerreissen; ich führe nur an, daß man sie endlich ihrer Haft wieder entließ.

Sobald sich die Fremde wieder in Freyheit sah, both sie ihre wenigen noch übrigen Kräfte auf, um nach ihrem vorigen Zufluchtsort zu gelangen, obschon er 6 Meilen von dem Orte ihres Gefängnisses entfernt war. Ihr Entzücken, sich wieder in Freiheit und in jener jämmerlichen Hütte zu befinden, läßt sich nicht schildern. Beynahe vier Jahre sind es, daß dieses verehrenswerthe verlassene Geschöpf sich selbst zu diesem kümmerlichen Leben verurtheilt hat, ohne ein Bette, um zu ruhen, ohne ein Obdach, sich gegen die Witterung zu schützen. Durch die härtesten Entbehrungen, durch Krankheit, strenge Kälte und das äußerste Elend überhaupt mußte ihre Kraft untergraben werden, und ihre Schönheit sich vermindern; inzwischen ist ihre Gestalt noch immer höchst anziehend, und ihre Mienen, so wie ihre Art und Weise sich zu benehmen, verkündigen eine ungemeine Sanftmuth und Zärtlichkeit.

Ueber Alles, was die Eitelkeit ihres Geschlechtes zu reizen pflegt, ist sie hinaus. Ganz gegen die Gewohnheit der Irrsinnigen, will sie weder ein Kleid oder irgend einen Gegenstand des Putzes annehmen oder tragen. Alle dergleichen Dinge hängt sie an den nächstbesten Strauch, der ihr auf dem Wege vorkommt, gleichsam als sey es ihrer Beachtung völlig unwerth. Ueber ihre Existenz gibt sie durchaus keine Auskunft; ihr Schweigen hierüber ist

unbesiegbar; ihr Gedächtniß scheint geschwächt; ihre Urtheilskraft ist augenscheinlich zerrüttet. Indeß sind ihre Antworten ziemlich verständig, außer, wenn sie annehmen kann, daß die Fragen, welche man an sie richtet, die Absicht haben, ihr Geheimniß auszuforschen. Sie führt ein so unschuldiges Leben, als man sich nur immer vorstellen kann. Alle Morgen, wenn schönes Wetter ist, streift sie in den benachbarten Dörfern herum, unterhält sich mit den Kindern der armen Bauern, macht ihnen kleine Geschenke mit Dingen, die man ihr geschenkt hatte, und nimmt dafür andere von ihnen. Genießen will sie nichts anderes als Milch, Thee und die allereinfachsten Nahrungsmittel.

Die benachbarten Damen, besonders Eine *), die

*) Mademoiselle Atking, die zu Bristol wohnt, und es auf sich genommen hat, diesen Flüchtling zu unterhalten. Durch viele Mühe und Geschicklichkeit ist es ihr endlich gelungen, sie zu einem Wundarzt in Bristol selbst zu bringen. Sie (die Fremde) gewann ihn lieb; aber sobald er sie um ihren Ursprung befragen will, legt sie den Finger auf den Mund. Da ihre Thorheit, in keinem Bette zu schlafen, noch besteht, so hat man ihr Matratzen auf die Erde gebreitet. Oft unterhält sie sich damit, daß sie sich aus ihrer Bettdecke einen königlichen Mantel macht. Als einst ein mit vier Pferden bespannter Wagen durch die Gassen fuhr, und man an das Fenster trat, fragte sie um die Ursache, und sagte hernach: „Das ist wohl der Mühe werth! Mein Vater fuhr allezeit mit acht Pferden!“ Mademoiselle Atking hat erzählt, daß sie sich Vicky genannt habe; daß sie einen deutschen und italienischen Accent habe, und daß sie die Erzeugnisse Deutschlands und Italiens zu kennen scheine.

nie aufgehört, ihre Wohlthäterinn zu seyn, haben alles Mögliche angewendet, sie dahin zu bringen, daß sie sich entschließe, in einem Hause zu wohnen; aber ihre gewöhnliche Antwort war: „In den Häusern wohnen die Verwirrung und das Elend; das wahre Glück besteht nur in der Freyheit und in frischer Luft."

Aus einer gewissen Eigenthümlichkeit im Ausdrucke, die mit einer besondern Wendung der Redensart verbunden ist, und aus der etwas fremdartigen Aussprache haben einige Personen gemuthmaßt, daß sie keine Engländerinn sey. Man hat deßhalb viele Mühe angewendet und Versuche unternommen, einige Aufklärung über ihre Herkunft zu erhalten. Vor ungefähr einem Monat redete sie ein Edelmann in verschiedenen europäischen Sprachen an. Sie schien dadurch beunruhigt, verlegen und verwirrt zu seyn; als er sie aber deutsch ansprach, nahm ihre Unruhe so sehr zu, daß sie selbe nicht verbergen konnte; sie entfernte sich, und weinte bitterlich.

Als sich diese Anekdote in der Nachbarschaft verbreitete, kam sie unter andern zweyen Edelleuten zu Ohren. Die Menschlichkeit führte sie zu dieser armen Verlassenen. Einer von ihnen, welcher sehr gut deutsch sprach, erneuerte diese Probe. Ihre Verwirrung war augenscheinlich; sie erröthete, und beantwortete entweder zufällig, oder, weil sie diese Sprache verstand, einige Fragen in englischer Sprache; aber auf der Stelle, gleich als hätte man sie gezwungen, oder auf dieser Unbesonnenheit überrascht, lenkte sie die Rede sehr geschickt auf einen andern Gegenstand, und läugnete, dasjenige verstanden zu haben, um was man sie gefragt hatte."

Der Verfasser dieses Artikels schließt denselben mit

nachstehenden Worten: „Diese kleine ganz einfache Erzählung, ist aus keiner andern Absicht hier veröffentlicht worden, als in der Hoffnung, daß sie Denjenigen bekannt werde, welche bey dieser unglücklichen Angelegenheit betheiligt sind, und mit dem heißen Wunsche, ein junges, liebenswürdiges in den bittersten Kummer versunkenes Geschöpf einer über dessen Verlust zweifelsohne trostlosen Familie wieder zu schenken. Der Verfasser wünschte herzlich daß all dieses bloß eine Erdichtung wäre, und er nicht mit eigenen Augen das Unglück gesehen hätte, welches er hier erzählt hat. Dieß würde ihm mehr als einen Seufzer, den ihm das Erbarmen ausgepreßt hat, und obgleich er ein Mann ist, viele Thränen eines nutzlosen Mitleids erspart haben."

In der Voraussetzung, daß sich Alles so verhalte, wie der Verfasser in Craftman es erzählt, müssen wir annehmen, er sey ein Mann von Gefühl gewesen. Aber schweigen müssen wir, wenn die Rede von dem herzzermalmend rührenden Eindruck seyn soll, den diese Nachrichten bey uns selbst, und gewiß bei jedem unsrer Leser hervorgebracht haben. Eine wahre Märtyrergeschichte! Was ferner die Einerleyheit der Person betrifft, so erscheint allerdings Manches räthselhaft, zum Beyspiel die Kenntniß so verschiedener Sprachen, von denen sich in den frühern Nachrichten keine Spuren finden. Indeß wir müssen dieses sowohl, als so manches Andere dahin gestellt seyn lassen. Wir haben nur das geliefert, was uns selbst vorgelegen war, und bemerken nur noch, daß für die Identität der Person auch die Uebereinstimmung der Zeitfolge sprechen könne. In dieser Hinsicht findet eine Anmerkung des Craftman erst hier ihre geeignetere Stelle. Dieser

Note zu Folge war man der Meinung, die Unglückliche sey an irgend einem englischen Seehafen an das Land gesetzt worden, und zwar im Jahre 1775 oder 1776.

Wo und auf welche Weise dieses jedenfalls beyspiellos unglückliche weibliche Wesen das Ziel seiner Leiden gefunden haben mag? Wahrscheinlich wohl in irgend einem Irrenhause.

Franz Gräffer.

II.

Der Kaiser und die Freymaurer.

Das zu seiner Zeit so sehr famose Freymaurer-Patent Josephs II. rührt von seiner eigenen Hand her, das heißt, Joseph selbst ist der Verfasser desselben. Es erschien datirt: Wien den 16. December 1785, und hatte zur Folge, daß die mehr oder weniger bestürzten Brüder dieses Ordens das thaten, was man reformiren nennt; allgemein aber hießen sie eben diese Modificationen selbst nicht bloß Reformation, sondern sie gefielen sich darinn sie Revolution zu betiteln. Es erschien alsbald nach jenem kaiserlichen Edict eine kleine Fluth von Broschuren, von denen auch einige für dasselbe stimmten. Diese Piecen hat dann der Buchdrucker Wucherer gesammelt und in 10 Heften neu erscheinen lassen. Der Inhalt des Patentes ist der nachstehende:

„Se. K. K. Maj. haben in Ansehung der Freymaurergesellschaften mittelst allerhöchsten Handbillets vom 11. dieses Monats, allergnädigst zu erkennen zu geben geruht:

Da nichts ohne gewisse Ordnung in einem wohlgeordneten Staate bestehen soll, so finde ich nöthig, folgende meine Willensmeinung zur genauen Befolgung anzugeben: Die sogenannten Freymaurergesellschaften, deren Geheimnisse mir eben so unbewußt sind, als ich deren Gau-

keleyen zu erfahren wenig vorwitzig jemals war, vermehren und erstrecken sich jetzt auch schon auf alle kleinsten Städte; diese Versammlungen, wenn sie sich selbst ganz überlassen und unter keiner Leitung sind, können in Ausschweifungen, die für Religion, Ordnung und Sitten allerdings verderblich seyn können, besonders aber bey Obern, durch eine fanatische engere Verknüpfung in nicht ganz vollkommene Billigkeit gegen ihre Untergebenen, die nicht in der nähmlichen gesellschaftlichen Verbindung mit ihnen stehen, ganz wohl ausarten, oder doch wenigstens zu einer Geldschneiderey dienen. Vormahls und in andern Ländern verboth und bestrafte man die Freymaurer und zerstörte ihre in den Logen abgehaltenen Versammlungen, bloß, weil man von ihren Geheimnissen nicht unterrichtet war; mir, obschon sie mir eben so unbekannt sind, ist genug zu wissen, daß von diesen Freymaurerversammlungen dennoch wirklich einiges Gutes für den Nächsten, für die Armuth und Erziehung schon ist geleistet worden, um mehr für sie, als je in einem Lande noch geschehen ist, hiermit zu verordnen; nämlich: daß selbe auch unwissend ihrer Gesetze und Verhandlungen, dennoch so lange sie Gutes wirken, unter den Schutz und die Obhut des Staats zu nehmen, und also ihre Versammlungen förmlich zu gestatten sind, jedoch ist folgende meine Vorschrift von denselben genau zu beobachten, und zwar:

Kann hinführo in einem jeden Lande in der Hauptstadt, wo die Landesregierung ist, nur eine Loge bestehen und abgehalten werden, dieses aber so oft sie es für gut finden. Diese Loge hat die Tage, an welchen sie ihre Versammlungen abhält, dem Magistrate, oder jenem, dem die Polizey in der Stadt obliegt, allemal mit Bemer-

kung der Stunde zu melden; sollte in einer grossen Hauptstadt eine Loge nicht alle Verbrüderte in sich fassen können, so wäre höchstens noch eine zweyte oder dritte zu gestatten, welche aber von dem Chef der Hauptloge ganz abzuhängen, und ihre Versammlungstage und Stunden ebenfalls auch anzuzeigen hätten.

2. Soll in keiner Kreisstadt, wo nicht eine Landesstelle ist, noch weniger aber auf dem Lande, oder bey einem Particulier auf seinem Schlosse gestattet seyn, dergleichen Freymaurergesellschaften hinführo abzuhalten und wird auf die Abhaltung derselben der nähmliche Preis zu derer Entdeckung und Bestrafung gesetzt, der auf die Hazardspiele patentmäßig besteht; weil jede Versammlung von unterschiedlichen Ständen der Menschen sich selbst nicht kann überlassen bleiben, sondern unter bekannter Leitung und Aufsicht geprüfter Männer stehen muß; und würden die dawider Handelnden auch des Ungehorsames wegen, persönlich bestraft werden.

3. Die Vorsteher oder wie sie nun immer den Nahmen unter sich haben, einer jeden in der Provinzstadt hinführo bestehenden Loge, haben dem Landeschef auf Ehre und Reputation in einer Liste die Nahmen aller sich verbrüderten Maurer, weß Standes und Charakters sie immer sind, einzureichen, welcher selbe hierher einzuschicken haben wird, und solle alle Vierteljahr der Abgang und Zuwachs an Neuaufgenommenen von den Logenvorstehern nachgetragen werden, jedoch ohne ihre Vorrückungen oder Charakter und Titeln in der Gesellschaft selbst anzumerken; wenn aber der Logenmeister abgeändert wird, so muß der neuernannte es ebenfalls der Landesstelle melden, dahingegen,

4. Wenn diese Logen so eingeleitet seyn werden, sollen sie von aller weitern Untersuchung, Ausfragung oder was immer für vorwitzigen Auskunftsbegehrungen auf beständig befreyt seyn und frey und ungezwungen ihre Versammlungen abhalten können, und auf diese Art kann sich vielleicht diese Verbrüderung, welche aus so vielen mir bekannten rechtschaffenen Männern besteht, wahrhaft nutzbar für den Nächsten und die Gelehrsamkeit auszeichnen; zugleich aber werden auch alle Neben- und Winkellogen und Versammlungen, welche schon zu mehreren mir bewußten Unanständigkeiten Anlaß gegeben haben, gänzlich und auf das Strengste beseitigt.

Ich zweifle nicht daß diese meine Entschließung allen rechtschaffenen und ehrlich denkenden Maurern zum Vergnügen und zur Sicherheit, allen übrigen aber zur billigen Enthaltung von weiteren dergleichen strafbaren Nebenversammlungen oder Ausschweifungen dienen wird.

Diese allerhöchste Entschließung, welche mit dem 1. Jänner 1786 ihren Anfang zu nehmen hat, wird daher zur allgemeinen Wissenschaft und genauesten Erfüllung mit dem Beysatze durch die kaiserl. königl. Nied. Oesterreichische Regierung hiermit bekannt gemacht, daß jeder Fall der Uebertretung, nach Inhalt des wegen der verbotenen Hazardspiele bestehenden Patents mit 300 Ducaten bestraft, der Anzeiger derley abgehaltenen verbotenen Versammlungen und Logen aber 100 Ducaten als den dritten Theil sogleich empfangen, selbst dann, wenn er von derley verbotenen Versammlungen mitgewesen ist, auch noch der Strafe enthoben, und sein Nahme jedesmahl genauest verschwiegen bleiben solle. Wien, den 16. December 1785."

Die Sammlung der Freymaurerschriften, oder der von dem Buchhändler Wucherer in Wien veranstaltete Wiederabdruck jener Broschüren, welche meist durch das gegen die Freymaurerey gerichtete Patent hervorgerufen worden sind, besteht, wie wir schon angeführt haben, aus 10 Heften, und gehört bereits zu den größten Seltenheiten. Wir haben ein Exemplar davon vor uns liegen, und da wir annehmen können, daß die Kenntniß der Titel der vorzüglichsten dieser Piecen für die Leser von Interesse seyn werde, so theilen wir sie hier mit, nähmlich:

Briefe eines Biedermannes an einen Biedermann über die Freymaurer in Wien.

Drey Briefe über die Maurer-Revolution in Wien.

Kaiser Josephs Reformation der Freymaurer; eine Denkschrift.

Was ist Gaukeley? (Ist gegen den Ausdruck: „Gaukeley" im Patent gerichtet.)

Fortsetzung der Briefe über die neueste Maurer-Revolution in Wien (lauft vom 4. bis zum 7. Brief).

Gedanken eines Profanen über die jetzige Revolution des Freymaurer-Ordens.

Zweyte Fortsetzung der Briefe ꝛc. (8. bis 13. Brief.)

Briefe aus dem Himmel über die Freymaurer-Revolution in Wien. (Diese enthalten: Salomo an Joseph; Ganganelli an denselben; Theophrastus an den Hofrath B. (Born.)

Dritte Fortsetzung der Briefe ꝛc. (14.—20.)

Kaiser Josephs Reformation ꝛc. (2. Lieferung.)

Torrubia gegen das verabscheuungswürdige Institut der Freymaurer. Nach der span. Handschrift von Dr. S**s (Sonnenfels, und mit einer Einleitung von diesem versehen).

Freymaurer Auto da fé in Wien. (Von dem klaren energischen Kratter, eine maurerische Collision mit Born betreffend, gegen Alxinger, Hartl rc.; vertheidigt den verunglimpften Sonnenfels rc.)

Drey Schriften über diese letztere Broschure. 1.) Eckhardt authentische Beylage. 2.) Ueber Kratters Freymaurer Auto da fé. 3.) Kratter, B..n und Socii. Bald darauf folgte:

Kratter an den verkappten Eckhardt.

Nachtrag zu den Briefen (21. — 26.)

Gedichte von Blumauer, Ratschky, Leon rc.

Die Alteration, in welche das Josephinische Patent die Freymaurer versetzte, wurde von ihnen in der That für so wichtig gehalten, daß sie ihr den Nahmen Reform, und dann gar jenen der Revolution beylegten, mitunter wohl auch aus dem Beweggrund, zu imponiren. Dem Kaiser jedoch machte diese unblutige Revolution viel Spaß, wenn er es auch nicht merken ließ.

III.

Warum wird Kaiser Joseph von seinem Volke nicht geliebt? —

(Eine im Jahre 1787 unter den Augen des Kaisers in Wien öffentlich aufgeworfene Frage.)

In dem obgenannten Jahre erschien zu Wien eine Broschure mit dem Titel: „Warum wird Kaiser Joseph von seinem Volke nicht geliebt?" — Sie hat 67 Seiten in klein Octav, und ist bey dem berüchtigten Großhändler und Buchdrucker Wucherer verlegt, dessen Firma auch auf dem Titel steht.

Man kann denken, welch' gewaltiges Aufsehen diese Schrift erregte, besonders da sie klar gedacht und gut geschrieben ist, nahmentlich im Vergleich mit der Fluth schülerhafter und jämmerlicher Broschuren jener Periode. Als Joseph sie zu Gesichte bekam, soll er bloß mitleidig gelächelt und die Achsel gezuckt haben, wie im Gefühl eines erhabenen Märtyrers, der sich seines hohen reinen Werthes bewußt ist, den Lästerern großmüthig verzeiht, und den Entschluß erneuert, sich fort und fort für sie zu opfern.

Uebrigens muß man gestehen, daß das kleine Buch viel Wahres enthalte, viel Beherzigungwerthes, und tiefe psychologische Blicke. Es kann auch versichert werden, daß ein großer Theil der Leute das verständig unterschied; die Wirkung im Ganzen aber blieb, wie man sich heut zu

Sage ausdrücken würde eine fatale, denn es gibt Bemerkungen, die, wenn auch völlig gut gemeint, besser unterdrückt geblieben wären.

Das Büchlein gehört schon längst zu den Seltenheiten, und schon aus diesem Grunde wird man es uns Dank wissen, einen neuen Abdruck zu bringen, da der Inhalt auch zu jener Zeitgeschichte von großer Wichtigkeit ist. Der Verfasser dieser famosen Schrift blieb so gut als unbekannt. Er war einer der gebildetsten, geschätztesten und beliebtesten Wiener Autoren; ein Mann von vielseitigem Talent, schönen Kenntnissen und gewandter Rede. Er hat auch mehrere dramatische Arbeiten geliefert, die auf der Bühne Glück machten und von denen mehrere noch in der neuesten Zeit mit Beyfall gegeben wurden. Dieser Mann war der, besonders durch seine 1785 gegründeten Eipeldauer-Briefe, die sich durch Witz, Satyre und Freymüthigkeit auszeichneten, und eine geißelnde Schilderung der Sittenzustände Wiens brachten, bekannte und vielbeliebte Joseph Richter. Er war zu Wien geboren den 1. März 1748 und starb ebendaselbst den 16. Juni 1813.

Nach diesem Eingange folge hiermit die in Rede stehende Schrift Wort für Wort, mit den Noten des Verfassers.

Ich habe nur dieß Einzige voraus zu schicken, daß ich unter dem Worte: Volk, den größten Theil der Nation verstehe. Einzelne Unterthanen lieben freilich ihren Fürsten, und es ist kein Stand, vom Bauer bis zum Minister, unter dem Kaiser Joseph nicht Anhänger und Bewunderer hätte; aber der größere Theil der Nation, das Volk liebt ihn nicht . . . . Woher sonst die Geringschätzung

der weisesten Verordnungen? Woher die Gleichgültigkeit, wenn er die gefahrvollsten Reisen unternimmt, und die Kälte, wenn er glücklich zu seinem Volke zurückkehrt? Wird ein Volk, das seinen Fürsten liebt, gern Schmähschriften wider seinen Fürsten lesen? Wird es die Schmähschriften mit einer Art von Raserey aufkaufen und verbreiten*), oder ihren Urhebern, statt ihnen seine Verachtung fühlen zu lassen, noch Beifall**) zuklatschten? Es ist also erwiesene Wahrheit, daß Joseph von seinem Volke nicht geliebt werde; da aber alles in der Welt seine Ursache hat, so muß auch diese Abneigung ihren zureichenden Grund haben. Vielleicht glückt es mir, ihn zu entdecken. Ich werde anfänglich anführen, was Joseph für sein Volk gethan hat, und dann, was er vielleicht hätte thun sollen, um allgemein geliebt zu werden: wenn anders ein Fürst allgemein geliebt werden kann.

Noch ehe die unvergeßliche Theresia das Loos aller Sterblichen traf, durchreisete schon Joseph seine Staaten, um einst als Alleinherrscher, nicht mit fremden Augen zu sehen, nicht mit fremden Ohren zu hören, um Vater seines Volkes zu werden — und doch liebt ihn sein Volk nicht. Er entriß sich mehr als einmahl den zärtlichen Armen seiner großen Mutter, eilte durch tausend Gefahren bloß vom Schutze des Himmels begleitet, in die entferntesten fremden Provinzen***), stiftete mit ihren Beherrschern

*) Wie z. B. die Berlinerbriefe, die kein Jesuit, sondern ein Preuße (vielleicht zum Danke für seine noch immerfort genießende gute Aufnahme in Wien) geschrieben hat.

**) Wie z. B. den Verfassern des Schlendrians und mehr andern.

***) Seine Reisen nach Rußland und Frankreich.

dauerhafte Bande des Friedens, kehrte mit tausend neuen Kenntnissen bereichert in seine Staaten zurück — und doch liebt ihn sein Volk nicht.

Hatte Getreidewucher oder listiger Auskauf des Nachbars, oder schlechte Polizeianstalt in irgend einer seiner Provinzen Theurung und Hunger *) herbeigeführt, so war Joseph der Schutzgott, der dem Uebel Einhalt that, den Wucherer bestrafte, und den Mangel in Ueberfluß verwandelte. Tausende, die ein Opfer des wüthenden Hungers geworden wären, leben durch ihn — und doch liebt ihn sein Volk nicht.

Denk- und Schreibfreiheit sind nicht Begnadigungen des Fürsten, sind Vorrechte der Natur. Lange wurden sie durch übelverstandene Staatsmaxime **) seinen Unterthanen vorenthalten. Joseph gab sie, kaum war das Regierungsruder in seinen Händen, seinem Volke zurück — und doch liebt ihn sein Volk nicht.

Ein großer Theil seiner Provinzen lag in den schändlichen Ketten der Leibeigenschaft. Joseph zertrümmerte sie, setzte die unterdrückte Menschheit in ihre Rechte ein, stellte das wahre Verhältniß zwischen Fürst und Unterthan her — und doch liebt ihn sein Volk nicht. Wer sich nicht zur herrschenden Religion bekannte, war von den meisten Vorrech-

*) Z. B. in Böhmen.

**) Schon der gottselige van Swieten hatte seiner Monarchinn die Schändlichkeit dieser Staatsmaxime bewiesen, und für Denk- und Schreibfreiheit geeifert; aber so sehr er ein Liebling seiner Fürstinn war, so konnte er doch hier nicht durchdringen.

ten des Bürgers ausgeschlossen *); durfte auf eigenen Nahmen kein Gut, kein Haus, kein Grundstück besitzen; durfte nicht einmahl öffentlich seinen Gott anbethen. Durch Joseph wurden sie in alle Rechte des Bürgers eingesetzt **) — und doch liebt ihn sein Volk nicht.

Schmeichler, und kleine Despoten hatten vormahls den Weg zum Throne versperrt, und wer diese nicht gewann, konnte nie seine Klage ungeschminkt zum Ohr des Fürsten bringen. Joseph duldet keine Schmeichler, keine despotischen Diener um sich; der Zutritt zu ihm steht jedem ohne Unterschied täglich und fast stündlich offen — und doch liebt ihn sein Volk nicht.

Die Gesetze waren dunkel, der Gang der Rechte langsam, die Richter spielten mit den Gesetzen, und die Rechtsfreunde mästeten sich vom Vermögen ihrer betrogenen Partheyen. Joseph verbesserte die Gesetze, gab den Rechten einen raschen Gang, beschränkte die Habsucht der Advocaten, stellte unbestechliche Männer zu Richtern auf — und doch liebt ihn sein Volk nicht.

Millionen strömten für Bedürfnisse des Lebens und des Luxus fremden Staaten zu; der Geist der Nation lag in Trägheit; wir waren der Spott des Auslandes, das

*) Die Länder ausgenommen, wo sie nach den Landesgesetzen mit der herrschenden Religion gleiche Vorrechte genoßen; obwohl sie auch in diesen durch die Geistlichkeit alle nur mögliche Kränkungen dulden mußten. Man befrage nur hierüber die ungarischen Protestanten.

**) Zwar sind noch bis jetzt die Juden von diesen Vorrechten ausgeschlossen; allein so lange dieses hartnäckige Volk sein Religionssystem nicht ändert, kann keine gesunde Politik ihm gleiche Vorrechte mit den übrigen Bürgern gestatten.

sich mit unserm Geld bereicherte. Zwar suchte schon die große Theresia Leben und Thätigkeit in den Geist der Nation zu bringen; aber unerfahrne Räthe, und unsere Kaufleute, die fast alle gedungene Factoren der Ausländer waren, ließen keine heilsame Anstalt empor keimen. Joseph griff das Uebel bey der Wurzel an, indem er die Einfuhr fremder Waaren verbot. Nun lebt die ganze Nation auf — tausend neue Nahrungswege sind geöffnet, das Fabrikswesen blühet, fremde Künstler und Manufacturisten treten mit ihren Kenntnissen zu uns herüber, selbst unsere Kaufleute werden aus schädlichen Factoren der Ausländer, zu Selbstdenkern, Selbsterfindern, und Emporbringern des inländischen Handels; anstatt unser zu spotten, sieht nun der Ausländer neidisch unser Emporsteigen an *) dies alles bewirkte Joseph — und doch liebt ihn sein Volk nicht.

Unzählige Gemeinden waren entweder gänzlich ohne Seelsorger, oder mußten stundenweit Unterricht und geistlichen Trost holen. Joseph gab nun jeder ihren geistlichen Hirten, der ihr Lehrer, Freund und Tröster seyn soll — und doch liebt ihn sein Volk nicht.

Der gröste Theil der Geistlichkeit hing an Aberglauben, wußte nicht, was Christus sagen wolle, war gar nicht, oder schlecht unterrichtet, und also unfähig, andere zu unterrichten. Joseph gründete fast in jeder Provinz eine

*) Daher die hämischen Ausfälle der Berliner und Sachsen auf unsere Schriften, auf unsere Verbesserungsanstalten. Sie können unser Emporsteigen nicht hindern, und suchen daher unsere Größe verdächtig zu machen, oder die Welt zu bereden, daß bey uns alles den Krebsgang gehe; so nimmt der Neid immer seine Zuflucht zur Verläumdung.

Pflanzschule für Seelsorger und Volkslehrer, wählte würdige, helldenkende Männer zu Vorstehern, die Früchte dieser Pflanzschulen entsprechen bereits der Erwartung — und doch liebt ihn sein Volk nicht.

Die Erhebung der Abgaben war nicht verhältnißmäßig, war lästig und drückend. Der Dürftige bezahlte oft zu viel, der Vermögliche zu wenig. Joseph stellte auch hier ein weises Ebenmaß her *), indem er die Abgaben nach den Besitzungen, nach dem Einkommen bestimmte — und doch liebt ihn sein Volk nicht. Die Anzahl der Mönche war so übermäßig angewachsen, daß man sie mit den schändlichen Hummeln vergleichen konnte, die den arbeitsamen Bienen den besten Honig wegstehlen. Sie aßen dem Bauer sein Brot, tranken dem dürftigen Winzer seinen Wein weg. Als ein weiser Bienenvater befreite Joseph seine arbeitsamen Bürger von diesen schändlichen Hummeln — und doch liebt ihn sein Volk nicht.

Entehrend war das Joch, das Rom den deutschen Fürsten aufgelegt hatte. Die Bischöfe waren nicht mehr Unterthanen ihrer Fürsten, sie waren Unterthanen des Papstes. Millionen strömten durch hundert und hundert Wege dem Kirchenstaate zu. Joseph zertrümmerte diese Sclavenketten, und rettete die Ehre der deutschen Nation. Fast alle Canäle, durch die Geld nach Rom floß, sind verstopft. Rom leidet; aber seine Bewohner staunen, indem sie seufzen, bewundernd **) Josephs unerschrockenen Muth an — und doch liebt ihn sein Volk nicht.

---

*) Die neue Steuerregulirung.

**) Besonders beym Gegenbesuch, den Joseph dem Papste machte.

Das gemeine Volk hatte lange keine öffentliche, schattenreiche, gesunde Spaziergänge. Joseph eröffnete ihm den herrlichen Prater, den geschmackvollen Augarten. Hier mischt er sich oft selbst, ohne Wache, ohne Begleiter in das Gewimmel seiner Bürger, zeigt ihnen, daß er keine andere Wache verlange, als ihre Liebe — und doch liebt ihn sein Volk nicht. Die Unwissenheit der Dorfbader war schrecklich, und ihre Heilmethode raffte mehr Menschen weg, als die Krankheit selbst. Joseph entfernte, was nur immer Quacksalber war, und stellte allenthalben geprüfte Wundärzte an. Nachdem er seinen Unterthanen geschickte Seelenärzte gegeben hatte, gab er ihnen nun auch erfahrne Aerzte für Krankheiten des Körpers — und doch liebt ihn sein Volk nicht. Während seine Unterthanen sorgenlos der Ruhe pflegen, hat sich Joseph bereits den Armen des Schlafes entrissen. Oft findet ihn die aufgehende Sonne schon am Schreibpulte, wo er heilsame Entwürfe macht, Pläne prüft, Klagen untersucht, Recht spricht, Gefahren abwendet — kurz Joseph wachet, indem die halbe Nation schläft — und doch liebt ihn sein Volk nicht.

Joseph könnte, wie so viele Fürsten es thaten, und noch thun, der Wollust opfern, die Einkünfte des Staates mit Mätressen versplittern, Steuern ausschreiben, um einen Kuppler zu belohnen, eine neue Sängerinn zu bezahlen, ein neues Opernhaus zu bauen. — Wie ganz anders denkt Joseph! er verehrt das schöne Geschlecht, ohne sein Sclave zu sein, seine Tafel ist kaum die Tafel eines Privatmannes, die Einkünfte des Staats sind ihm heilig, wie dem ehrlichen Manne anvertraute Gelder, sein Vergnügen kostet dem Staate nichts — und doch liebt ihn sein

Volk nicht. Brechen Feuersbrünste aus, oder treten die Flüße aus ihren Ufern, oder was sonst für ein Unglück seine Bürger trifft, so eilt Joseph als Retter herbey, hilft, wo zu helfen ist, und wo Hülfe vergebens, tröstet, beschenkt, entschädiget, unterstützt er die Leidenden *), kurz überall erfüllet Joseph die Pflichten eines weisen, guten und würdigen Regenten — und doch liebt ihn sein Volk nicht.

Allein warum liebt es ihn nicht?

Nach meiner Einsicht mag es aus folgenden Ursachen geschehen: Kaiser Joseph ist Reformator, ist es sogar im Religionswesen. Er hat Mönche und Nonnen aufgehoben, die übermäßigen Einkünfte der Priester beschnitten, die müßige Geistlichkeit zum Studieren, zur Thätigkeit, zum practischen Christenthum angehalten; dadurch sind die meisten Priester seine Feinde geworden, und mit ihnen sein Volk, das aus den Herzen der Priester denkt, aus dem Munde der Priester spricht.

Kaiser Joseph hatte die Macht des Adels beschränkt, und dem Verdienst gegeben, was sonst ein Vorrecht hoher Geburt war. Dadurch ist ein großer Theil des Adels, der außer seinen Ahnen, keine andere Verdienste hat, Josephs Feind geworden, und mit ihm der ganze Nachtrab von Geheimschreibern, Kammerdienern, Verwaltern, Inspectoren, Kastnern und Schreibern, die oft mehr, als der Adel selbst, die Unterthanen quälten und tyrannisirten, und nun nicht mehr tyrannisiren dürfen.

Kaiser Joseph hat seine Beamten, die bey großem

*) Dieß geschah bey Zerspringung des Pulverthurms, und bey den vielen Ueberschwemmungen.

Gehalte sehr wenig arbeiten, zur Pflicht angehalten; dadurch sind alle Beamten, die gern großen Gehalt ziehen, und nicht viel arbeiten, seine Feinde geworden, und mit ihnen der ganze Anhang von Gemahlinnen, Tanten, Gesellschafterinnen, Lakeyen und Kammermädchen, die nun alle über den Kaiser Joseph schreien, weil sie den Herrn Gemahl, oder den Herrn Vetter, oder den gnädigen Herrn über ihn jammern sehen.

Ein großer Theil der Handelsleute lebt von Schleichhandel. Das Verbot fremder Waaren versperrte ihnen also den vorzüglichsten Nahrungsweg, und heißt sie nun auf erlaubte Mittel sinnen. Dadurch sind die meisten Kaufleute Josephs Feinde geworden, und mit ihnen abermahls der ganze Anhang von Beschauern, Handlungsdienern, Anverwandten und Tischfreunden. —

Die Fabrikanten hätten zwar Ursache, Josephs Regierung zu segnen; allein Kaiser Joseph ertheilte keine ausschließende Freyheiten mehr, und dadurch sind viele Fabrikanten, die nur allein glänzen, allein gewinnen, keinen Größeren oder Gleichgroßen neben sich dulden wollen, seine Feinde geworden. Kaiser Joseph gab der Gerechtigkeit einen raschern Gang, verbesserte die Gesetze, beschnitt die Sportel der Richter; und mehr bedurft' es nicht, um sich die meisten Advocaten, die meisten Richter, und alle zu Feinde zu machen, die das Recht nach ihrem Vortheile zu drehen wußten.

Kurz, Kaiser Joseph hat so viele Feinde, weil er Reformator ist, weil jede Reform Mißvergnügte machen muß, und weil selbst ein Engel vom Himmel, wenn er als Reformator zu uns Menschen herabstieg, Feinde in Menge haben würde — und doch, dächt' ich, stünd' es nur bey unserm großen Kaiser, die Herzen der Mißvergnügten

wieder zu gewinnen, der Abgott seines Volkes zu werden. — — Mir geziemt es nicht, die Mittel vorzuschreiben, aber sagen darf ich, was so viele Edle im Volke wünschen.

Sie wünschen, Kaiser Joseph möge am Normale in Ansehung der Pensionen und Besoldungen eine weise Abänderung treffen. Warum soll die Witwe eines Beamten, der nicht volle zehn Jahre gedient hat, keinen Gnadengehalt genießen? Bestimmt denn gerade die Anzahl der Jahre das Maß des Verdienstes, und kann mancher geschickte Beamte sich in fünf Jahren nicht verdienter um den Staat gemacht haben, als ein anderer in zehn? Wird durch dieses Normale nicht so mancher Beamte vom Ehestand abgeschreckt und dadurch der Lieblingsentzweck, die Bevölkerung, verfehlet?

Ist es endlich nicht schon Unglück genug, wenn eine Familie ihren Vater verliert, muß sie, weil dem Vater nach dem Normale einige Dienstjahre fehlen, auch noch in äußerste Dürftigkeit gestürzt werden? Die Edlen im Volke wünschen, daß Kaiser Joseph seine Minister und Räthe, nicht so sehr wie Diener, als wie Freunde behandle. Liebe erreichet immer eher den Endzweck als Strenge. Sie bewirkt, daß man seine Pflichten mit Vergnügen erfüllt. Beym Militär ist freylich Strenge die Haupttriebfeder der Maschine, weil der ganze Körper größtentheils aus gezwungenen Gliedern besteht. Der Civilstand aber besteht aus freywilligen, und eben deßwegen wünschen die Edlen im Volke, daß Kaiser Joseph seine Minister, Räthe und Beamte nicht wie seine Soldaten behandle.

So sehr die Edlen im Volke Kaiser Josephs men-

schenfreundliche Anstalten: das allgemeine Krankenhaus, das Militärspital, das Geburts- und Findelhaus und dergleichen verehren und segnen, so wünschen sie doch abermahl, daß er so viele andere löbliche Stiftungen, z. B. das Armenhaus, das Kaiser- und Johannesspital, u. s. w. nicht hätte aufheben mögen, weil dadurch so viele Tausende gekränkt, und alles wider den Sinn der Stifter unternommen worden: denn diese richteten ihr Augenmerk nicht nur auf den bloßen Lebensunterhalt, sondern auch auf die Bequemlichkeit, auf die Ruhe und Zufriedenheit der Gestifteten. Hat nicht endlich Kaiser Joseph durch diese Aufhebung der fernern Mildthätigkeit seiner Unterthanen, zum Nachtheil der Menschheit, selbst einen Schranken gesetzt? Wer wird mehr solche milde Stiftungen machen, wenn er sieht, daß man dem Sinne der frommen Stifter so unbesorgt entgegenhandle, und den Fond zu ganz andern Absichten verwende?

Die Edlen im Volke wünschen, Kaiser Joseph möge den Civilstand nicht weniger als sein Militär lieben. Es ist kränkend und niederschlagend für das Civilverdienst, zu sehen, daß so viele Civilstellen *) dem Militärverdienst ertheilt werden.

So wünschen die Edlen im Volke auch, daß die Söhne der Beamten und Bürger in Hauptstädten von der Aushebung zum Militärstand wieder befreyet würden. Die Hauptstädte waren immer der Sitz der Künste und Wis-

---

*) Zum Beyspiel: die Stelle eines Rathes, eines Secretärs, und mehr andere, zu denen der Soldat, der Bewegung gewöhnt ist, der alles rasch angreift, der wenig Phlegma hat, selten oder gar nicht tauglich ist.

senschaften; wer wird aber seinen Sohn den Künsten und Wissenschaften widmen, wenn er keine Stunde sicher ist, daß man ihn zum Soldaten aushebe? Wer wird einige tausend Gulden auf sein Kind verwenden, damit ein Musketier daraus werde? Die Folgen dieser preußischen Einrichtung sind bereits sichtbar. Viele junge Leute bleiben Taugenichtse, weil sie glauben, daß man zum Soldatenstande nichts zu lernen brauche; der Geist der Bürger ist niedergeschlagen, die Anzahl der Hagestolzen nimmt täglich mehr überhand, und diese sagen es laut: daß sie kein Weib nehmen, weil sie keine Soldaten zeugen wollen. Wir brauchen ja nicht bloß Soldaten; wir müssen ja auch Handwerker, Künstler und Gelehrte haben, die zusammengenommen eigentlich den Soldaten nähren.

Die Edlen im Volke wünschen, Kaiser Joseph möge die Unglücklichen, die sich ohne vorher gegangene Zeichen einer Verrückung den Selbsttod geben, nicht auf dem Schinderanger einscharren lassen, da die Schande nicht den Verbrecher, sondern seine unschuldige Familie trifft. Ueberdies weiß ja der Philosoph, daß sich alles in seine ursprünglichen Theile auflöse, daß diese Theile überall hinfliegen, und daß also, selbst in den Gruben des Schinderangers, sich Partikeln von Edlen, von Frommen, — von Großen befinden können: Das Entehrende fällt also weg. Wer sieht endlich so tief in die Natur des Menschen, daß er mit Gewißheit bestimmen könnte, was Verrückung, was nicht Verrückung ist? Der Endzweck dieser entehrenden Begräbnißart ist freylich, andere vom Selbstmorde abzuhalten; aber der Erfolg zeigt es ja, daß dieser Endzweck nicht erreicht wurde.

Die Edeln im Volke wünschen, Kaiser Joseph möge

die Verbrecher nicht nach dem kalten Buchstaben des Gesetzes behandeln lassen, sondern mit unglücklichen Missethätern gelinder als mit boshaften und abgehärteten verfahren: und da sein Herz zu erhaben denkt, um sich an diesen Unglücklichen zu rächen, oder Freude über ihre Bestrafung zu äußern, so wünschen sie vom Herzen, daß alle Strafen auf Besserung abzielen. Ein Regent soll dem Gotte der Christen gleichen: Er soll kein strenger Richter, er soll ein liebreicher Vater seyn. Strenge verhärtet nur die Herzen; aber Großmuth und Güte gewinnt sie.

Die Edlen im Volke wünschen, Kaiser Joseph möge überhaupt mit minder schädlichen Fehlern oder Schwachheiten der Menschen etwas mehr Nachsicht haben. Unter diese Schwachheiten gehört die Abneigung, sich in Säcke einnähen, und dann durcheinander in eine Kalkgrube hinschleudern zu lassen. Dem Philosophen gilt es freylich gleich viel, ob er hier oder da verwese; aber alle Menschen sind nicht Philosophen. Und dann liegt wirklich für gefühlvolle Menschen etwas Seelenerhebendes und Tröstendes in dem Gedanken: Meine Beine werden eine Ruhestätte haben: meine Kinder; meine Enkel werden zu meinem Grabe wandeln: ich werde nicht ausgelöscht aus ihrem Gedächtnisse seyn. Oder wenn die gerührte Mutter ihre Kinder zum Grabe ihres Mannes führet, und ihnen sagt: Hier ruht euer Vater: erinnert euch seiner Liebe: seyd tugendhaft, und werdet wackere Männer, wie er. Was ich hier sage, ist nicht Schwärmerey. Würde die vortreffliche Theresia wohl so innigst gerührt am Grabe ihres unvergeßlichen Gemahles gebethet haben, wenn nicht seine Gebeine da geruhet hätten? Ist endlich wohl dem Volke diese Abneigung vor der jetzigen Begräbnißart übel zu nehmen, da

es sieht, daß die Großen ihre besondere Ruhestätte haben, und daß selbst der große Kaiser, der sich lebend so gern unter sein Volk mischt, einst nicht bey seinem Volke ruhen werde?

Die Edlen im Volke wünschen: Kaiser Joseph möge bey Bestrafung großer Verbrecher auch auf Geburt und Stand einige Rücksicht nehmen. Die Verbrechen der Geistlichkeit werden im Stillen bestraft, vermuthlich, weil man befürchtet, das Volk möchte, wenn es Priester des Herrn öffentlich züchtigen sähe, endlich gegen die Religion selbst die Achtung verlieren; tritt aber nicht bey Hofräthen, Justizpersonen und andern Männern von Ansehen der nähmliche Fall ein, und scheint nicht der Pöbel, seitdem er Regierungsräthe und Handhaber der Gesetze die Gassen kehren sieht, bereits die Achtung gegen die Gesetze selbst verloren zu haben? Freylich sagt man, daß nicht der Hofrath, nicht der Graf, sondern der Betrüger, der Falsarius als Züchtling erscheine; allein der Pöbel nimmt die Sache nicht von dieser Seite, denn er sagt noch bis diese Stunde: Heute hat der Graf, der Regierungsrath u. s. w. die Gasse gekehrt. Die Beschimpfung, die durch solche öffentliche Strafen schon so mancher würdigen, um den Staat verdienten Familie schuldlos zugefügt worden, verdiente endlich wohl auch, daß Kaiser Joseph sein Vaterauge auf diesen Gegenstand wendete.

Daß Kaiser Joseph seine Beamten, die Schulden machen, mit Strenge behandelt, ist billig; aber die Edeln im Volke wünschen, daß er sie auch so bezahlen möge, daß sie nicht Schulden machen dürfen. Sie wünschen, daß bey Bestimmung des Gehalts vorzüglich auf die Familie des Beamten Rücksicht genommen würde; welche Rück-

sicht um so mehr bey Pensionen für diejenigen Beamten-wittwen zu nehmen wäre, die mit vielen Kindern belastet sind. — Mancher Unverehlichte zieht oft tausend und auch zweytausend Gulden, und wer sechs und sieben Kinder hat, muß oft mit drey- und vierhundert Gulden leben. Das Geld, welches Beamte ziehen, kehrt ja ohnehin mit Wucher in die Staatscasse zurück.

Die Edlen im Volke wünschen, Kaiser Joseph möge alten, im Dienste grau oder zur Arbeit gänzlich unfähig gewordenen Beamten eine bessere Versorgung anweisen, damit sie nicht gerade im unbehülflichen Alter am elendesten leben müssen. Nicht minder wünschen sie, daß Diener des Staats nicht wie Livereybedienten abgedanket werden.

Auch wünschen die Edlen im Volke, Kaiser Joseph möge die Fehler oder Uebersehungen der Beamten, wenn sie nicht von äußerster Wichtigkeit, und nicht wirkliche Staatsverbrechen sind, nie mit der Cassation bestrafen; am allerwenigsten, wenn der Beamte Familie hat. Der Staat muß nicht vorsätzlich unglückliche Familien machen, weil sie am Ende ihm selbst zur Last fallen.

Sparsamkeit ist eine schöne Tugend des Fürsten, und sie ist für einen Staat um so nöthiger, wo vormahls so wenig gespart wurde; allein auch diese Tugend hat ihre Grenzen, und die Edlen im Volke wünschen, daß Josephs Sparsamkeit nie auf die Linie kommen möge, wo sie aufhört, Tugend zu seyn. Der menschliche Körper befindet sich nur damahls gesund, wenn das Herz das zuströmende Blut wieder in den Körper zurückgibt — und ist es nicht auch so mit dem Staatskörper?

Die Edlen im Volke wünschen, Kaiser Joseph möge doch untersuchen, woher es komme, daß sich die Anzahl

der Armen täglich vermehre, und ob am Ende, bey all seiner guten Absicht nicht gewisse Verordnungen und Aufhebungen daran Schuld seyn könnten?

Die Edlen im Volke getrauten sich es kaum zu sagen, aber sie wünschen, daß Kaiser Joseph in Entscheidungen nie zu voreilig seyn möge, weil leicht viele Familien dadurch unglücklich werden. So wünschen sie auch, daß sein rastloser Eifer, von allem Guten bald die Frucht zu sehen, das Gute selbst nicht oft in der Blüthe ersticke. Welche Blößen hat das nicht ganz zur Reife gebrachte Gesetzbuch gegeben? Und wie sehr sind wir dadurch abermahl in den Augen des Auslandes herabgesunken?

Die Edlen im Volke wünschen: Kaiser Joseph möge nicht mit allzugroßer Bereitwilligkeit Denuncianten anhören. Es ist weniger schädlich für den Staat, wenn hie und da ein Verbrecher verborgen bleibt, als wenn Freund gegen Freund, Familie gegen Familie mißtrauisch gemacht, und das Band der menschlichen Gesellschaft dadurch zerstört wird.

Die Edlen im Volke segnen ihren Fürsten, daß er Jedem freyen Zutritt gestattet; aber sie wünschen zugleich, daß er seinen Stellen, denen ohnedas die Bittschriften alle zugeschickt werden, erlauben möge, auch über die nicht Gezeichneten, einen Vortrag hinaufzugeben, oder eine Vorstellung zu machen, weil es sich ereignen kann, daß mancher verdienstvolle Bittsteller aus Mangel der Signirung in der gerechtesten Sache abgewiesen werde.

Die Edlen im Volke wünschen, daß Kaiser Joseph den Künsten und Wissenschaften mehr Achtung schenke, weil es Schande für die Nation ist, wenn die Kunst nach Brod geht, wenn Schriftsteller darben, die sich um die

Aufklärung des Volkes verdient gemacht haben. Ein Volk braucht nach unserer Staatsverfassung nicht bloße Trivialkenntnisse, es braucht höhere, es braucht schöne Wissenschaften.

Dies sind ungefähr die Wünsche der Edlen im Volke. Gott gebe, daß Kaiser Joseph sie erfülle — oder einstweilen wenigstens lese. Amen.

IV.

Details über Josephs II. letzte Lebenstage und Begräbniß.

Es ist sonderbar, daß die vorhandenen Biographien dieses Monarchen in Betreff seiner letzten Tage und Augenblicke, so wie seiner Bestattungsceremonien nur *allgemeine* Berichte geben, also der *Einzelnheiten*, die hier eben von besonderem Interesse sind, größtentheils entbehren. Wir theilen also hiermit eine detaillirte Schilderung mit, und zwar aus einer gleichzeitigen Feder, ohne Zweifel von einem Manne herrührend, welcher wohl von all den betreffenden Vorfallenheiten und Zügen auch in so fern Augenzeuge gewesen, als man es dabey hat seyn können. Anderweitiges z. B. das Leichenbegängniß anlangend, ist aus officiellen Bekanntmachungen geschöpft. Demnach erhält man in dem nachstehenden Artikel ein anschauliches Bild von dieses unvergeßlichen Fürsten Ausgang aus dem Leben und Eingang in die Ewigkeit.

Der Kaiser war bereits zu wiederholten Malen von mancherley Unpäßlichkeiten befallen worden, machte sich aber nichts aus denselben, und behandelte sie ganz leicht, schonte sich wenig und überwand sie doch immer ohne viele Unbequemlichkeit, welches er seiner außerordentlich starken Leibesconstitution zu danken hatte. Aber im Jahre 1789, war seine Gesundheit unwiderbringlich zerstört.

Dem Anschein nach befand er sich gesund und stark, als er im Frühjahr 1788 zur Armee ging. Die unerträgliche Hitze jenes Sommers, welche er im Lager bei Semlin auszustehen hatte; die rastlose Anstrengung bei Tag und bei Nacht, für die Geschäfte des Kriegs und des Friedens; der Unmuth über zerstörte Plane von Innen und von Außen, das innerlich fruchtlose Streben, den mißlichen Zustand der Sachen zu verbessern: kurz, Erschöpfung des Körpers und des Geistes, mußten ihn krank machen. Er ward vom Fieber befallen, erholte sich wieder; kam aber am 5. Dezember 1788 kränklich nach Wien.

Von nun an war er abwechselnd besser und schwächer; konnte sich manchmahl öffentlich zeigen, mußte manchmahl wieder im Zimmer eingeschlossen bleiben. In der Nacht vom 13. auf den 14. April 1789 wurde er sehr schwach, warf Blut aus, und hatte Ohnmachten. Man entdeckte ihm, daß sein Zustand gefährlich sey. Am 16. ließ er sich mit der bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen öffentlichen Feyerlichkeit, das heilige Abendmahl reichen. Er bekam abermahls etwas Kräfte, und erschien am 28. April wieder auf dem Balcon vor seinen Zimmern, doch glaubte er selbst an keine Besserung mehr; denn er sagte am 11. Mai ganz unverhohlen zu seinen Leuten: „Ich werde bald sterben, man wird mich einst am Morgen todt im Bette finden, und vielleicht auch sagen, ich sey vergiftet worden, wie Sultan Abdul Hamid.“ — Es hatte sich nähmlich in der Welt ein Gerücht verbreitet, der am 7. April verstorbene Kaiser, wäre durch Gift umgekommen.

Im May ging der Kaiser auf Anrathen der Aerzte

nach Laxenburg. Er war sonst den Aerzten nicht geneigt; als aber jetzt die Umstände so gefährlich wurden, ließ er sichs gefallen, ein Consilium Medicum zusammen zu rufen. In Laxenburg erholte er sich allmählich wieder zu Jedermanns Verwunderung. Er arbeitete wie gewöhnlich, machte selbst Musik, fuhr im Park spazieren, ritt auch einigemahl, und ging dann zu Fuß täglich aus. Man hatte im Park und in den Gärten allenthalben kleine Bänke angebracht, auf denen der Monarch im Falle der Ermüdung ausruhen konnte. Der erste Leibarzt, Herr von Störk, nebst dem Leibarzte Kolman, und der erste Leibchirurgus Brambilla mit seinem Bruder, wohnten zur Fürsorge im Schlosse.

Eine im Monathe August erfolgte Ueberschwemmung vertrieb sie aus Laxenburg, und dann ging er nach Hetzendorf. Seine Besserung schien etwas Dauer zu versprechen. Er fuhr in der Morgenstunde gewöhnlich nach dem Garten von Schönbrunn, und lief mit seiner gewöhnlichen Hastigkeit ganz flink in demselben herum. Sein Körper war äußerst mager.

Endlich war die Besserung so weit gediehen, daß die Aerzte erklärten, ihr fortdauernder Beystand sey ihm nicht weiter nöthig. Er beschenkte sie kaiserlich. Störk und Brambilla erhielten jeder 12000 Gulden an baarem Gelde, und einen Ring mit Brillanten, Kolman und der jüngere Brambilla etwas weniger. Mit Anfang des Octobers bezog der Kaiser seine Wohnung in der Burg wieder. In den heitern Tagen des Novembers, fuhr er noch oft aus, in den Augarten, in den Prater, oder in die übrigen angenehmen Gegenden um die Stadt herum.

Im Monath December 1789 fühlte er sich wieder kränker. Dieser Zustand dauerte im Januar und Februar des Jahres 1790 fort, und verschlimmerte sich stets mehr. Er verlor alles Fleisch, alle Kräfte, wurde unbeschreiblich mager, schlief wenig, spie oft Blut aus, und hatte anhaltend einen trockenen Husten mit Eiterauswurf. Man wollte ihm seinen gefährlichen Zustand ohne die dringendste Nothwendigkeit nicht entdecken. Endlich erklärte ihm der Arzt Quarin ganz rund weg: er habe eine unheilbare Brustkrankheit. Joseph belohnte diese offenherzige Erklärung großmüthig. Er wurde schwächer, ließ sich am 13. Februar 1790 wieder das Abendmahl reichen; ward noch schwächer, und ließ sich am 15. auch die letzte Oehlung geben. Jetzt erwartete man bereits jede Stunde seinen Tod.

Der Schleyer, der bisher vor den Gesundheitsumständen des Kaisers hing, ward nun auf einmal ganz weggezogen. Joseph selbst hob ihn auf, nachdem er lange nicht im Stande war, von seinen Aerzten die wahre Beschaffenheit seiner Krankheit zu erfahren. Er ließ am 5. Februar den Doctor von Quarin kommen, der seit drey Monathen sein gewöhnlicher Arzt gewesen war. Nach einigen Fragen über die Symptome seiner Krankheit, drang er stark in ihn, die Wahrheit nicht zu verhehlen. Herr von Quarin, der da sah, daß der Kaiser sie schlechterdings wissen wollte, erklärte ihm mit einem Ausbruch von Thränen, daß die Krankheit unheilbar sey. Hierauf verlangte der Kaiser zu wissen, ob er noch einige Zeit damit zubringen würde? Ja, sagte der Arzt, aber, fügte er hinzu: diese Krankheit ist eine von denen, wo die Patienten jeden Augenblick ihrem Tode entgegen sehen.

können. Nach einigem tiefen Stillweigen entließ der Monarch mit der größten Danksagung den Arzt. An dem nähmlichen Tage empfing Herr von Quarin ein sehr verbindliches Billet, und die Summe von 10000 Gulden, nebst dem Titel eines Barones für sich und seine Nachkommen, die ihn zum Beweise führen würden, daß Aufrichtigkeit erhabener ist, als jene Schmeicheley, die aus den Großen der Erde unsterbliche Wesen machen will.

Joseph war auf Alles gefaßt, und man kann mit Wahrheit sagen, daß Er allein ohne Erschütterung an diesen Todesfall dachte. Mit der vollkommensten Ruhe der Seele sah der Monarch bis zum letzten Hauch seiner Auflösung entgegen, nahm schriftlich und mündlich von seiner erhabenen Familie, und allen, die ihm werth waren, mehr um sie zu trösten, als selbst zu klagen, Abschied, und hörte bis an seine Todesstunde nicht auf, alle Staatsgeschäfte so angelegentlich zu besorgen, daß man sagen kann: er sey in Ausübung der Pflichten gestorben, von denen er in seinem Herzen von jeher so hohe Begriffe genährt hatte. Besonders aber wendete er die letzten Wochen seiner Regierung an, neue Wohlthaten über seine Völker und einzelne Unterthanen zu verbreiten. Entschlossenheit und Gelassenheit zeigten sich in jeder Handlung, in jedem Worte des seinem Ende nahen Fürsten. So sagte er noch am 14. Februar zu einem der Conferenzminister: „Ich weiß nicht, ob der Dichter so ganz Recht hat, wenn er schreibt: **Et du Trone au cercueil le passage est terrible** (d. i. Furchtbar, schrecklich ist der Schritt vom Throne zum Grabe.) „Ich vermisse den Thron nicht, fühle mich ruhig; nur ein wenig gekränkt, durch so viel Lebensplage, so wenig Glückliche,

und so viel Undankbare gemacht zu haben; allein das ist ja das Schicksal der Männer auf dem Throne."

Als der Kaiser am 13. Februar mit dem Hochwürdigen versehen wurde, stürzten dem Helden Loudon beim Eintritt in den Vorsaal die Thränen über die Wangen herab, und es erschütterte die Zuschauer gewaltig, den Mann weinen zu sehen, der im Getümmel der Schlacht von tausenden Leichen umgeben, stets standhaft blieb. Die unerschütterliche Standhaftigkeit des erhabenen Patienten in diesem so wichtigen Zeitpuncte, erregte allgemeine Bewunderung. Er tröstete alles, was ihn umgab, und blickte mit Heiterkeit in die Schauer des Grabes hinab. Nach Empfang des Hochwürdigen schickte der Monarch unmittelbar nachher zum französischen und neapolitanischen Gesandten, und ließ beyden sagen, er vermuthete, daß nach der feyerlichen Handlung, die er so eben vorgenommen, sie ihren Höfen durch Couriere Nachricht von seinem Befinden geben würden, sie möchten aber damit nur noch ein paar Stunden warten, weil er selbst diesen Courieren etwas mitgeben wollte. Gegen 11 Uhr schickte er ihnen hierauf einen Brief an seine beiden Schwestern (die Königinn von Frankreich und die Königinn von Neapel) die sogar bis zur Aufschrift ganz von seiner eigenen Hand geschrieben waren.

Die Gemahlinn des Erzherzogs Franz hatte vielfältig Verlangen gezeigt, ihn zu besuchen, es war ihr aber, ihrer nahe bevorstehenden Entbindung wegen, nicht erlaubt worden. Nachdem der Kaiser am 15. Februar die letzte Ohlung empfangen hatte, wollte sich die Erzherzoginn durch keine Vorstellung mehr abhalten lassen, ihn noch einmahl zu sehen, und er selbst mußte ihrem dringenden

Verlangen nachgeben; nur ließ er sie bitten, daß sie um ihrer selbst Willen sich fassen und nicht weinen möchte. Dies versprach sie, und ward nun in einer Sänfte hingetragen. Damit sie über des Kaisers Todtenblässe und über seine Abgezehrtheit nicht erschrecken möge, ließ er, ehe sie ins Zimmer trat, die Fensterläden zumachen, und es ward in einer Ecke bloß ein Nachtlicht angezündet. Man kann denken, unter was für Empfindungen sie in das Sterbezimmer des Monarchen trat, der ihr so viele Beweise seiner Vorsorge gegeben hatte, und den sie deßhalb überaus hoch schätzte. Kaum war sie bis zu seinem Sitze hingewankt, und hatte nächst demselben Platz genommen, als schon die ersten Worte, die der Kaiser mit bebender Stimme zu ihr sagte, sie dermaßen erschütterten, daß sie ohnmächtig ward, und in diesem Zustande der Betäubung wieder hinausgebracht werden mußte, ohne daß sie weder etwas hätte sagen, noch von dem, was er ihr zu sagen gedachte, etwas vernehmen können. Es war dieß ein seelenerschütternder Auftritt. Der Monarch ermahnte sie zur Geduld, und zum Vertrauen auf Gott; bat sie ihre Frucht im Mutterleibe zu schonen, und sich durch Traurigkeit nicht zu kränken; und bezeigte ihr, daß ihn sein Zustand nur deßwegen schmerzte, weil eben die Zeit ihrer Entbindung vorhanden sey. Er gab ihr seinen Segen und entließ sie.

Es hatte die Erzherzoginn in der Nacht auf den 17. Februar die ersten Geburtswehen empfunden, und man meldete dieses sogleich dem Kaiser. Von diesem Augenblicke an war er sehr unruhig, und schickte öfters zu ihr, um Nachrichten von ihren Umständen zu erhalten. Diese lauteten nicht erwünscht, und man mußte

dem Monarchen jedesmal sagen, daß sie noch stark litte, bis man ihm dann meldete, daß die Erzherzoginn von einer Prinzessinn glücklich sey entbunden worden. Ungeachtet des schlechten Zustandes, in welchem der Kaiser sich befand, war er doch sehr vergnügt; er beschäftigte sich mit den Geschenken, die er für die Erzherzoginn bestimmte, und ließ ihr sehr viel Verbindliches sagen, um sie zu trösten.

Der Graf von Rosenberg erschien gegen 8 Uhr des andern Morgens in dem Zimmer des Monarchen, der ihm wie gewöhnlich guten Morgen sagte, und sich nach der Erzherzoginn erkundigte. Der Graf sagte ihm sie befände sich schlecht; und als der Kaiser vermuthete, daß hier bloß die Rede von den Folgen der schweren Entbindung sey, sagte ihm der Graf, sie sey in Gefahr. Hierauf fragte der Kaiser, ob der Graf es für nöthig halte, daß man sie mit dem Hochwürdigen versehe; und da der Graf versetzte, daß es zu spät sey, so sah der Kaiser nun, daß er eine geliebte Nichte verloren habe. Er stützte den Kopf auf seine Hände, und rief: „Und ich lebe noch? — Herr, dein Wille geschehe!“ — Nachdem er nun 10 Minuten lang in sprachloser Betäubung gesessen hatte, gab er die Befehle zu ihrem Begräbniß, und setzte hinzu, daß, weil der Körper der Prinzessinn dem seinigen Platz machen müßte, so könnte sie keine 3 Tage in der Capelle ausgesetzt stehen, und es wäre also nöthig, daß man sie heute begrabe.

Es ist unläugbar, daß dieser unvorhergesehene Todesfall den Kaiser sehr stark angriff, und seine ganze Hoffnung zu Boden schlug; denn Elisabeths Verbindung mit seinem Neffen Franz, war ganz sein Lieblingswerk gewesen.

Dieß war der tödtlichste Stoß, welcher ihn bey seinen ohnehin unheilbaren Umständen treffen konnte. Auch sagte er öffentlich, daß er dadurch sich gänzlich niedergedrückt fühlte.

Nebst diesem gaben noch die Unruhen in Ungarn, die denen noch in Böhmen nachzufolgen drohten, und dann noch das Gerücht, daß ein gewisser Hof diese Gährungen bewirkt habe, dem kranken Monarchen den Herzensstoß. Er soll sich der wehmüthigen Ausdrücke bedient haben: „Ich will ihnen ja gerne alles gestatten, sie sollten mich nur in Frieden zur Grube fahren lassen." — Der Kaiser hatte befohlen, daß man es ihm anzeigen sollte, wenn die ungarische Krone nach Ungarn abgeführt würde. Als dieses am 18. Februar geschah, sagte er: „Nun sehe ich, daß der Allmächtige noch bei meinen Lebenszeiten alle meine Werke zertrümmert." Als er von seinem Laudon Abschied nahm, rief er ihm zu: „Reichen Sie mir Ihre alte Hand: ich werde nicht mehr das Vergnügen haben, sie zu drücken." Am 19. Februar Vormittags gegen 10 Uhr, eben als Fürst Dietrichstein sich bei ihm befand, wurde es plötzlich dunkel vor den Augen. „Nun es ist Zeit, daß wir abbrechen," sagte Joseph: „wir sprechen uns zum letztenmahl. Lassen Sie mir den Beichtvater hereinkommen."

Nachmittags um 4 Uhr unterschrieb er noch eine Schrift, schrieb aber Isoph statt Joseph, unerachtet er den Tag zuvor seinen Nahmen noch achtzigmahl ordentlich unterschrieben hatte. Während der letzten acht Tage seines Lebens verschenkte er eine halbe Million Gulden.

In seinem Testamente hatte er der Erzherzoginn Eli-

sabeth von seinem Allodial-Vermögen jährlich 80,000 fl. ausgesetzt; nach ihrem Tode änderte er diesen Punct, und sollte diese Summe die neugeborne Prinzessinn erhalten. Als der Monarch am 18. Februar vernommen, daß die Oberſthofmeiſterinn der verewigten Eliſabeth, Gräfinn von Chanclos, über den Verlust dieser Prinzessinn ganz untröstlich war, schrieb er ihr ein schmeichelhaftes Billet um sie zu trösten, und ihr sogleich für die Sorgfalt zu danken, die sie seit 8 Jahren für die Erzherzoginn bewiesen habe. Dieses Billet begleitete er mit einer Assignation von 100.000 Gulden, damit sie künftig in Ruhe und ohne Beschwerden leben könnte. Auch der Erzherzog Franz ließ derselben sagen, daß sie ihm vieles Vergnügen machen würde, wenn sie sich, was sie nur wollte, aus dem Nachlasse seiner Gemahlinn aussuchen wollte. Auch zahlte er alle Pensionen fort, die seine liebenswürdige Gemahlinn ausgesetzt hatte. — Dem Feldmarschall Loudon soll der Monarch ein Gut in Ungarn und eines in Böhmen vermacht haben. Dem Burgpfarrer, einem sehr würdigen Manne, setzte er noch eine Zulage bey von 300 fl. jährlich und auf Zeitlebens ꝛc.

Während seiner ganzen Krankheit, bey unaussprechlichem Leiden hatte er beynahe noch immer eben so viel und so eifrig gearbeitet, wie in seinen gesunden Tagen. Noch am 19. Februar that er dieses.

Jetzt ergriff er den Zeitpunct noch einige Rosen auf den Altar der Freundschaft zu streuen, ehe er ganz verwelkte.

Er schrieb an den Fürsten Kaunitz, der ihm so eben ein Billet geschickt hatte, in französischer Sprache:

„Lieber Freund! Ich bin von dem Ausdrucke Ihrer „Theilnehmung ganz gerührt; allein was kann ich bey den „Verhängnissen der Vorsicht anders thun, als mich den„selben unterwerfen. Was Sie betrifft: empfangen Sie „von mir die unbegränzte Versicherung der vollkommensten „Erkenntlichkeit, der größten Hochachtung, und des auf„richtigsten Zutrauens, die Sie vor allen andern verdie„nen; und seyen Sie versichert, daß es mich unendlich „schmerzt, wenn ich daran denke, daß ich außer Stande „bin, länger Ihre Einsichten zu benützen. Ich umarme „Sie, und empfehle Ihnen in diesem gefährlichen Zeit„puncte mein Vaterland, das mir so am Herzen liegt."

Joseph.

An den Grafen Rosenberg schrieb er:

„Mein lieber Graf von Rosenberg! die Freundschaft „hat gewöhnlich ihre Gränzen; aber die Ihrige gibt sich „mir ganz hin. Könnte ich die Welt verlassen, ohne Ih„nen vorher noch meine ganze Erkenntlichkeit für das zu „beweisen, was Sie für mich gethan haben; für alles, „was Sie bey dieser langen Krankheit gelitten haben, „während welcher Sie sich ganz aufopferten, um mir meine „Last tragen zu helfen, und mich zu trösten! — Die Weis„heit und Vortrefflichkeit Ihrer Rathschläge, die Erge„benheit, welche Sie bey jedem Anlasse, bis zum letzten „Augenblick gegen mich bewiesen haben, durchdringen mich „mit Erkenntlichkeit und Freundschaft. Empfangen Sie „die Versicherung derselben, und glauben Sie, daß das „einzige, was ich bey meinem Austritt aus der Welt be„dauere, die kleine Anzahl von Freunden ist, die ich ver„lassen muß, und denen ich Ungelegenheit gemacht habe.

„Leben Sie also wohl. Ich umarme Sie mit freundschaft-„lichem Herzen. Erinnern Sie sich meiner,

Ihres aufrichtigen und empfindungs-vollen Freundes

Joseph.

N. S. „Nur meine zitternde Hand hat mich verhin-„dert, Ihnen diese Zeilen mit eigener Hand zu schreiben."

Der Kaiser hatte, wie schon erwähnt worden, eine gewählte Abendgesellschaft aus Männern und Frauen gemischt. Die Damen dieses Kränzchens waren, die eben-falls schon Genannten: die Fürstinn (nun auch Witwe) Karl Liechtenstein, die Fürstinn Kinsky, Fürstinn Clary und Gräfinn Ernst Kaunitz.

An diese Damen schrieb Joseph:

„Mein Ende nahet heran: es ist Zeit, Ihnen noch „durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene „Güte, Politesse, Freundschaft und angenehme Freyheit, „zu bezeugen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche „wir in Gesellschaft mit einander zugebracht haben, zu er-„weisen und angedeihen zu lassen, die Gewogenheiten hat-„ten. Ich bereue keinen Tag: Keiner war mir zu viel, und „dieses Vergnügen mit Ihnen umzugehen, ist das einzige „verdienstliche Opfer, das ich darbringe, indem ich die „Welt verlasse. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ih-„rem Gebeth zu erinnern. Ich kann die Gnade und un-„endliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Ansehung mei-„ner nicht genug mit Dank erkennen; dieses alles ist in „denselben vereiniget, so, daß ich mit ganzer Resignation „meine letzte Stunde erwarte. Leben Sie wohl; Sie wer-„den meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. „Sie beweiset meinen Zustand."

Joseph.

Was der Monarch etwa sonst noch an andere Vertraute geschrieben haben mag, ist nicht bekannt geworden.

Die arbeitenden Secretäre blieben den ganzen Tag über bey ihm, und bis um 10 Uhr Nachts. Rosenberg und Lascy machten ihm an diesem letzten seiner Abende noch einen Besuch. Er hatte schon um Mittagszeit eine Anwandlung von Ohnmacht, ergriff aber sein Riechfläschchen, und ermunterte seine Sinne. Die Arbeit des Dictirens, Expedirens, und des Schreibens, ging immer fort. Um 10 Uhr entließ er die Secretäre und legte sich zu Bette. Den Tag über saß er schon seit einigen Wochen in einem großen Schlaffessel, oder ging im Zimmer herum spazieren; dabey war er stets angekleidet, trug Stiefel und einen Frack oder Kaput.

Als er sich niedergelegt hatte, mußte ein Kammerlakay neben ihm wachen. In einem Nebenzimmer ruheten Störk und Brambilla, und ein vor wenigen Tagen zum Beichtvater ernannter Augustiner.

Der Monarch fing an zu schlummern, phantasirte halb schlafend und halb wachend von Dingen, die eben jetzt der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit waren; schlummerte und phantasirte wieder, und so dauerte es wechselweise fort, bis gegen 5 Uhr Morgens am 20. Februar. Jetzt wurde er vollkommen munter, und fühlte sich doch übel. Er verlangte eine Suppe; man brachte sie, und ließ zugleich die Aerzte in das Zimmer treten. Störk fühlte ihm den Puls, und fand beynahe keinen mehr. Ohne dem Monarchen dieses zu entdecken, sagte er bloß, daß auch der Beichtvater im Nebenzimmer sey, wenn ihn Se. Majestät etwa sprechen wollten. Der Kaiser verstand vermuthlich den Wink, und ließ den Augustiner rufen. Dieser las

ihm ganz gelassen aus einem Erbauungsbuche vor. Joseph wollte von der gebrachten Suppe etwas nehmen, vermochte es aber nicht mehr. Er sank zurück, hatte etwa 5 Minuten lang Zuckungen, und war 4 Minuten nach 5 Uhr Morgens den 20. Februar 1790 todt. Der Fürst von Dietrichstein, der Graf von Rosenberg und der Erzherzog Franz hatten ihn keinen Augenblick verlassen. — Bestürzung, Schmerz, Mitleid waren nun auf allen Gesichtern. — Ein erschütternder Fall. Man stelle sich einen Hof vor, wo zu gleicher Zeit die Körper eines in dem 49. Jahre seines Alters verstorbenen Kaisers, und einer 22jährigen Prinzessinn ausgestellt sind, und dann wird man sich ein Bild von Wien machen können. Mit Recht bejammerte man den Tod eines Fürsten, dessen vortreffliche Eigenschaften, selbst Preussens großer Friedrich hochschätzte.

Gleich nach dem Tode des Kaisers verfügte sich der Erzherzog Franz nebst dem Grafen Rosenberg in das Cabinet, wo der Erzherzog den noch schreibenden Cabinetsecretarius aus dem Cabinet zu gehen befahl, und versiegelte alle Kasten, wo er glaubte, daß Schriften darin seyen, mit eigener Hand, und stellte daselbst die Wache an. Hierauf erließ er an alle Hofstellen ein Handbillet, worin alle Beamten ad interim bestätigt wurden, und zugleich befohlen ward, daß man den Titel: kaiserlich auslassen, und bis die neuen Wapen gestochen seyn würden, sich der Präsidenten ihrer bedienen sollte. Der geheime Staatsrath übernahm die Regierungsgeschäfte, und der k. Oberſthofmeister Fürst von Starhemberg ertheilte die erforderlichen Befehle zur Besorgung des Leichnams, und der Reichshofvicekanzler, Fürst von Colloredo-Mannsfeld, als Vertreter des hohen Reichserzkanzlers, vollzog die

Sperrung des Reichshofraths. Auch das Militär, welches gegen den Feind zu Felde war, mußte trauern. Die Offiziere mußten selbst in der Schlachtordnung mit dem Trauerzeichen aufmarschiren, die Fahnen konnten jedoch fliegend seyn, mußten aber an der Spitze ein schwarzes Zeichen haben.

Der Kaiser hatte verbothen, den Leichnam der Erzherzoginn zu öffnen, auch seinen eigenen verboth er zu öffnen, mit dem Beysatz: „Seine Krankheit sey sichtbar „genug gewesen, man würde also durch die Oeffnung des „Leichnams nichts weiter lernen.“

An demselben Tage, Abends um 7 Uhr wurde, wie schon gesagt, die Erzherzoginn begraben.

Nach dem Hintritte des Kaisers wurde der Leichnam in die Feldmarschallsuniform gekleidet, in dem kaiserl. Audienzzimmer auf eine mit schwarzem Tuche bedeckte Stufe gelegt, und dabey ein Crucifix nebst brennenden Wachskerzen aufgestellt. Am Sonntage den 21sten Abends wurde der Leichnam in den inwendig mit Goldstoff und auswendig mit schwarzem Sammt und goldenen Borden überzogenen Sarg gelegt, und nach vorläufiger durch den Hof- und Burgpfarrer verrichteten Einsegnung, von den kaiserl. königl. Kammerdienern unter Begleitung der Edelknaben, welche brennende Wachsfackeln trugen, einer Anzahl von Leibgarden und des hinterlassenen kaiserl. königl. obersten Kämmerers, wie auch einiger Kammerherren, in die Hofburgpfarrkirche übertragen, welche ganz schwarz behangen, und mit kaiserl. königl. Wapen ausgeziert, und in deren Mitte eine vier Stufen hohe, prächtig erleuchtete Trauerbühne errichtet war, auf die nun die Leiche in dem Sarge der öffentlichen Schau ausgestellt wurde. Re-

ben dem Sarge zu beiden Seiten lagen auf schwarzsammetnen Polstern die Reichskrone sammt dem Zepter und Reichsapfel, die kais. Hauskrone, die ungarische und böhmische Krone, der Erzherzogliche Hut, die Toison- St. Stephans-Ordensketten, der militärische Marien-Theresienorden, sammt dem auf militärische Art gestülpten Hute, mit Quasten und Cocarde; ferner der Degen, der Stock und die Handschuhe. Die Feldmarschallsuniform des Monarchen war weiß, an den Füßen hatte er Stiefel mit Sporen, und auf dem Kopf eine stark gepuderte Perrücke. Die Mienen waren zwar unverändert, aber Gesicht und Körper waren sehr abgezehrt.

Die drey adeligen Leibgarden hielten dabey die Wache. Der Sarg war, wie schon gesagt, mit schwarzem Sammt überzogen, und hatte sechs massiv silberne Handhaben, um ihn bequem tragen zu können. Das Gesicht lag gegen den Hochaltar. Auf diesem und den zwey Seitenaltären wurden bis Mittagszeit Messen gelesen, bey welchen die Minister, geheimen Räthe und Kämmerer, wie auch vornehme Damen ihr Gebeth verrichteten. Des Morgens und Abends wurde von der Hofmusik das Miserere abgesungen. Montags den 22. Nachmittags um 3 Uhr besetzten die Wachen alle die Gassen und Zugänge, wo die Leiche zu passiren hatte. Um 4 Uhr mußte sich alles entfernen. Um 5 Uhr ging der Leichenzug aus der Pfarrkirche der P. P. Augustiner über den Spitalplatz bis an die Capuzinerkirche in folgender Ordnung: Ein Commando von der Cavallerie, dann die sämmtlichen Spitalleute, hierauf alle Ordensgeistliche mit brennenden Wachskerzen, die sämmtlichen Pfarrer der Stadt und Vorstädte, der Stadtmagistrat, die niederösterr. Landstände, die

Räthe vom Reichshofrath, die auch von den Hof- und Landesstellen ohne Beobachtung eines Ranges, alle in Trauerkleidern und schwarzen Mänteln; ferner der hinterlassene Hofstaat, von allen Hofstäben in der vorgeschriebenen Trauerkleidung, machten die erste Abtheilung des Leichenzuges aus.

Bis diese an die Capuziner-Kirche kamen, hatten sich mittlerweile die hinterlassenen obersten Hofämter, ferner die Ritter des goldenen Vließes, die Großkreuze, Commandeurs und Ritter des Marien-Theresien-Ordens, die geheimen Räthe, Kammerherren und der äußerste Hofstaat, die Damen, endlich der Rector Magnificus und die 4 Dechanten der Universität, wie auch das dortige Metropolitancapitel in der Capuziner-Kirche versammelt. Vom Josephs-Platze an, bis zu der Kirche waren brennende Pechkerzen aufgestellt, und längs derselben zu beiden Seiten machte das Militär eine geschlossene Reihe. Auf dem Neumarkt paradirte ein Bataillon Infanterie und ein Commando Cavallerie.

Um 6 Uhr verkündete das Läuten aller Glocken, daß der Sarg gehoben werden sollte. In der Burg machte die daselbst befindliche Wache mit gesenktem Gewehre Parade, und man hörte die Trauermusik, die die Umstehenden zum Weinen brachte. Der Abend war helle, klar und nicht kalt.

Gleich nach 6 Uhr wurde der Leichnam von dem Trauergerüste durch kaiserl. königl. Kammerdiener gehoben, der Sarg verschlossen, und von dem Hofburgpfarrer, unter der Assistirung des Hofceremoniars und der Hofcapläne und im Beyseyn der mit brennenden Fackeln versehenen Edelknaben, der Leibgarden, des obersten Kämmerers und des obersten Stallmeisters, wie auch der anwesenden drey

Gardecapitäne eingesegnet, und in den mit sechs Pferden bespannten, ringsumher mit Gläsern versehenen schwarzdrapirten Hofleichenwagen übertragen.

Hierauf ging der weitere Leichenzug über den Josephsplatz nächst den P. P. Augustinern vorbey, über den Spitalplatz in folgender Ordnung zur Kapuziner-Kirche: Voraus ritt Cavallerie, dann folgten, 1) zwey einspännige; 2) drey viersitzige Hofwagen mit Hofkammerdienern und Kammerfouriren; 3) ein sechsspänniger Hofwagen, worin die drey anwesenden kaiserl. königl. Leibgardencapitäne saßen; und 4) ein zweiter sechsspänniger Hofwagen, mit dem obersten Kämmerer und dem obersten Stallmeister; hierauf folgten 5) die kaiserl. königl. Läufer und Leiblakayen in Trauerkleidung; endlich 6) der Leichenwagen mit dem auf Polstern erhaben liegenden Sarge. Zu jeder Seite des Schlags gingen zwey Hoflakayen, dann rechts und links Edelknaben mit brennenden Kerzen, und weiter auswärts, nächst demselben die Arcieren- und Leibgarden zu Fuß. Nach dem Leichenwagen folgte 7) die königl. ungarische Leibgarde zu Pferde mit entblößtem Seitengewehre, unter dem Spiele der mit Tuch bedeckten Pauken und gedämpften Trompeten. Den Zug beschlossen 8) eine Compagnie Grenadiere und ein Commando von Cavallerie.

Bey Anlangung an der Kirchthüre wurde der Sarg von Hofkammerdienern aus dem Wagen gehoben, und auf die in der Kirche errichtete, mit Goldstoff bedeckte Bühne gestellt, allda von dem Wiener Cardinalerzbischofe Migazzi unter Assistirung mehrerer Bischöfe, und der niederösterreichischen Prälaten, mit Würde und Salbung eingesegnet. Sodann übernahmen die Kammerherrn den Sarg und trugen ihn zu der in dieser Kirche befindlichen Erzher-

zöglichen österreichischen Gruft. Die P. P. Capuziner-Guardiane übernahmen ihn darauf, und brachten ihn unter Voraustretung vieler Ordensleute, die mit brennenden Kerzen versehen waren, bis an das eiserne Thor, welches (wie bey solchen Fällen gewöhnlich ist) verschlossen war. Einer von ihnen klopfte an, und der Pater Guardian fragte, wer da sey? — „Der Leichnam des durchlauchtigsten Kaisers, Josephs „des Zweyten.“ Nach dreymahligen Fragen und dreymahliger Antwort wurde das Thor geöffnet, und der Sarg hinein getragen. Der oberste Hofmeister ließ sodann den Sarg durch einen Kammerfourier eröffnen, und zeigte den P. P. Capuzinern den Leichnam, welcher hier von dem Cardinal-Erzbischof zum letztenmahl eingesegnet worden war. Nach Eröffnung des Sarges verlas der Pater Guardian den auf einer Rolle geschriebenen Titel des Monarchen, und legte solche im Sarg zu den Füßen des Leichnams. Die andere übernahm der Oberst-Hofmeister, die dritte wird bey Hofe aufbewahrt, und die vierte gehört den ehrwürdigen Augustinern. Nachdem hierauf der Pater Guardian des Klosters feyerlichst die beste Obsorge angelobt hatte, wurde der Sarg verschlossen, und ihm einer der beyden Schlüssel übergeben. Auf diese Weise war die feyerliche Ceremonie vollbracht.

Am folgenden Tage nahmen in der Hofkirche der Augustiner in der Stadt die Todtenvigilien den Anfang, zu welcher Feyerlichkeit die Kirche nach Angabe des Hof-Architekten von Hohenberg folgendermaßen eingerichtet war: In der Mitte stand ein 26 Schuh hohes Trauergerüste. Ueber solches hing ein schwarzsammetner Prachthimmel, der mit Gold besetzt, und auf den vier Eckspitzen mit kaiserlichen Adlern versehen war, mit so vielen herablaufenden

schwarz untermengten, ausgebreiteten Goldstoffen. Auf dem Trauergerüste stand ein Sarg, worauf nebst dem Crucifix auf reichen Kissen die Reichsinsignien und Kleinodien, sammt der Reichs-, Ungarischen, Böhmischen und der Hauskrone, wie auch der österreichische Erzherzoghut, und die Ordenszeichen, der Feldmarschallsstab, Hut, Degen, und die Schärpe lagen. Auf den 8 Stufen des Gerüstes, welches reich geziert, und rings umher mit kaiserl. königl. Wapen behangen war, standen 372 silberne Leuchter und an den 4 Ecken Pyramiden, jede mit 72 Wachskerzen besteckt. Die ganze Kirche war durchaus schwarz behangen, mit 80 Wand- und Spiegelleuchtern, zwischen welchen auch Wapen eingetheilt waren, und mit 45 Lustern versehen. Der Hochaltar war mit dem reichgestickten Kreuztuche ganz überzogen, und mit den kaiserl. königl. Trauerwapen geziert. Ueberhaupt brannten 1700 Wachslichter.

Er starb, als ein Weiser und als ein Christ! — Als der Monarch, wie schon gesagt, am 13. Februar das Abendmahl empfing, bethete er: „Herr, der du allein mein „Herz kennest, dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich al„les, was ich unternahm und befahl, aus keinen andern „Absichten, als zum Wohle und Besten meiner Untertha„nen meinte; dein Wille geschehe!" — Kurz vor seinem Ende, als man mit ihm aus seinem Gebethbuch bethete, sagte er: „Nun ist's genug! dieß Gebethbuch werde ich „auch nicht mehr brauchen, ich schenke es Ihnen (zum „Beichtvater) behalten Sie es zum Andenken. Jetzt be„then Sie mir vor: In deine Hände, o Herr, befehle ich „meinen Geist!" Seine Sinne schwanden, und nach 10 Minuten war er todt.

Sein Testament war ein redender Zug seines origi-

nellen Charakters. Es bestand aus sechs Zeilen, und enthielt nichts anders, als daß Joseph seinen Bruder Peter Leopold, zum Universalerben erklärte.

Als Codizill war beygelegt: Seine Secretäre und diejenigen Hofleute, welche unmittelbar seine Person bedient hatten, sollten lebenslänglich ihren ganzen Gehalt fortgenießen.



V.

Kaiser Joseph, Feßler und die Capuzinergräuel in Wien.

Der nachmals so berühmte Schriftsteller Ignaz Aurel Feßler (geb. 1754 zu Czurndorf in Ungarn, † 1839) war bekanntlich Mitglied des Capuzinerordens zuerst in Mödling, dann in Wien auf dem neuen Markte. Hier sah und hörte er so entsetzliche Dinge, daß es ihn trieb und drängte, den Kaiser davon in Kenntniß zu setzen, und er that das schriftlich unterm 24. Februar 1782 mittelst eines verläßlichen Bothen, direct an die Person des Monarchen.

Feßler erzählt über diesen Hergang Folgendes:

„Seit dem 23. Februar singe ich mit David ohne Unterlaß in meinem Innersten: Gelobt und gepriesen sey der Herr, der meine Feinde in meine Hände gab! Hier die wunderbare Art und Weise wie dieß geschah. In der Nacht vom 23. zum 24. Februar nach der elften Stunde, wurde ich von einem Layenbruder geweckt.

„Nehmen Sie," sprach er, „Ihr Cruzifix und folgen Sie mir."

Erschrocken fragte ich: Wohin?

„Wo ich Sie hinführen werde."

Was soll ich?

„Das werde ich Ihnen dort sagen.“

Ohne zu wissen wohin und wozu, gehe ich nicht.

„Der Guardian hat Kraft des heiligen Gehorsams befohlen, daß Sie mir folgen, wohin ich Sie führe.“

Sobald von der Kraft des heiligen Gehorsams die Rede ist, muß unbedingt geschehen, was befohlen wird, jede weitere Weigerung ist Capital-Verbrechen. Mit Schaudern nahm ich mein Cruzifix und folgte dem Layenbruder, der mit einer Blendlaterne vorausging. Vor der Zelle eines meiner vertrauten Mitschüler vorbeygehend, trat ich schnell hinein, schüttelte ihn aus dem Schlafe und sagte ihm lateinisch zweymal in das Ohr: „Man führet mich, Gott weiß wohin; erscheine ich morgen nicht, so melde es an Rautenstrauch.“

Unser Weg ging in die Kirche, aus dieser durch ein Paar Kammern; bey Eröffnung der Letzteren rief mir der Bruder zu: „sieben Stufen hinunter!“ Mir ward es enge um das Herz, es schien mir entschieden, daß ich kein Tageslicht mehr erblicken sollte. Wir gingen einen langen schmalen Gang, in dem ich rechts in der Mitte des Ganges einen kleinen Altar, links einige mit Hängeschlößern verschlossene Thüren erblickte. Mein Führer schloß eine derselben auf und sprach: „Da liegt ein Sterbender, Frater Nicomedes, ein Ungar, der deutschen Sprache nur wenig kundig, dem sollen Sie die Seele aussegnen. Ich bleibe hier, ist er hingeschieden, so rufen Sie mich.“

Vor mir lag ein langgestreckter Greis, in abgenutztem Habit, unter wollener Decke, auf einem Strohsacke; die Kapuze deckte sein graues Haupt; sein schneeweißer Bart reichte ihm bis an den Gürtel. Neben der Bettstelle ein alter, elender Strohstuhl, ein alter schmutziger Tisch,

darauf eine brennende Lampe. Ich sprach einige Worte zu dem Sterbenden; er hatte die Sprache bereits verloren, gab mir jedoch Zeichen, daß er mich verstände. An eine Beichte war nicht zu denken; durch leises Zusprechen half ich ihm Liebe zu Gott, Reue über seine Sünden und Hoffnung auf göttliche Barmherzigkeit in seinem Innern erwecken, und als er mir durch kräftigen Händedruck seine innerliche Rührung zu erkennen gab, ertheilte ich ihm die General-Absolution. Durch die übrige Zeit sprach ich ihm, langsam und pausenweise, Worte des Trostes und der Hoffnung auf ewige Seligkeit ein. Gegen drey Uhr, nach viertelstündigem schweren Todeskampfe, war er dort, seine Leiden hienieden geendigt.

Bevor ich den Layenbruder herbeyrief, besah ich das Gefängniß genau, denn bey der Hülle des Entseelten schwur ich, diesen Gräuel dem Kaiser anzuzeigen. Auf meinen Ruf trat der Layenbruder ein, und im kältesten, gleichgültigsten Tone sagte ich: „Bruder Nicomedes ist weg."

„Der mag froh seyn, es überstanden zu haben," erwiederte mein Führer eben so kalt.

Wie lange war er hier?

„Zwey und fünfzig Jahre."

Nun da hat er seine Vergehungen hinlänglich gebüßt.

„Ja, ja. Indessen war er doch nie krank. Erst gestern Abends indem ich ihm seinen Krug Wasser und seine Collation vorsetzte, rührte ihn der Schlag."

Wozu ist der Altar im Gange?

„Dort liest ein Pater alle heiligen Zeiten die Messe für die Löwen, und reicht ihnen die Communion. Sehen Sie, da ist in jeder Thür eine kleine Oeffnung, die da auf-

gemacht wird, durch sie verrichten die Löwen ihre Beichte, hören die Messe und empfangen die Communion."

Sind mehr solche Löwen hier?

„Ich habe noch vier Stück, zwey Priester und zwey Layenbrüder zu warten."

Wie lange sind diese hier?

„Der eine 50, der andere 42, der dritte 15, der vierte 9 Jahre."

Warum?

„Das weiß unser einer nicht?"

Warum werden sie Löwen genannt?

„Weil ich der Löwenwächter heiße."

Ich hielt es nicht für rathsam, noch mehrere Fragen an diesen Löwenwärter zu thun. Ich ließ mir von ihm in meine Zelle leuchten und überdachte ruhig, was, und wie es nun zu thun sey.

Am 24. Februar schrieb ich eine nachdrückliche Anzeige an den Kaiser mit meines Namens Unterzeichnung. Bald nach meiner Ankunft in Wien hatte ich an einem alten weltlichen Studenten, Pokorny genannt, Böhme von Geburt, von aufgeweckter Gemüthsart und treuem Sinne, einen behutsamen und gewandten Freund gefunden, dessen ich mich ohne alle Gefahr zu geheimen Sendungen an meine Freunde in der Stadt bedienen konnte. Am 25. Februar des Morgens gab ich ihm nach eidlich angelobtem Schweigen meine Schrift an den Kaiser; um 8 Uhr war er damit auf der Burg in dem Courirgange, wo gewöhnlich eine Anzahl Menschen mit ihren Bittschriften der Erscheinung des Monarchen harrten. Joseph nahm das Papier meinem Bothen ab, sah es schnell durch, verwahrte es von den andern Eingaben abgesondert, und entließ mei-

nen Mann mit drohender Ermahnung zur strengsten Verschwiegenheit.

Der Schlag ist nun gefallen; was weiter geschehen ist, oder daraus werden wird, weiß ich heute noch nicht. So wie sich etwas näheres entwickelt, gebe ich Ihnen Nachricht. Unterdessen erzählen Sie diese Geschichte, als wäre sie irgendwo im benachbarten Lande geschehen, meiner Mutter; damit ihr Glaube an die Heiligkeit der Pfaffen allmählig erschüttert werde ꝛc." So weit Feßler selbst.

Welchen Eindruck die Kunde jener entsetzlichen Frevel auf das Herz des Menschenfreundes Joseph machen mußte, läßt sich begreifen. Ungeachtet seiner natürlichen Heftigkeit übereilte sich jedoch der Kaiser hier nicht; bedächtig erwog er Alles auch mit Zuziehung des aufgeklärten Prälaten Rautenstrauch, welch letzterer unterdeß auch Anlaß gehabt hatte, Feßlern achten und lieben zu lernen. In Bezug auf die baldig günstige Schicksalswendung Feßlers kam noch ein besonderer Umstand hinzu, der auch den Kaiser vollends für den talentvollen, vielseitig unterrichteten, wahrheitsliebenden und unerschrockenen jungen Capuziner einnahm. Feßler hatte nämlich den Muth gehabt, mitten unter den düstern fanatischen Mönchen eine Schrift zu verfassen und drucken zu lassen, des Titels: „Was ist der Kaiser. Verfaßt von einem Capuzinermönch, herausgegeben von Feßler." Wie die Capuziner hierüber tobten, läßt sich ermessen, und wie sie Rache brüteten mit den gräßlichsten Strafen; allein sie fühlten wohl, daß sie Ursache hätten, das Opfer vor der Hand noch zu schonen, denn gar Manches war bereits ruchbar geworden. Inzwischen hat-

ten sie vor, Feßlern nach Ungarn zu transportiren, um ihn dem Gesichtskreis zu entziehen, und desto schärfer züchtigen zu können.

„Anstatt dessen aber," erzählt Feßler (16. Oct. 1782) weiter, „ereignete sich etwas, das sie nöthigte ihres Opfers auf einige Tage zu vergessen. Ganz unerwartet erschien eine kaiserliche Commission, an ihrer Spitze der Regierungsrath Hägelin in dem Kloster; der Guardian ward vorgerufen, und nach Klostergefängnissen gefragt. Seine Antwort war: „Von Gefängnissen wisse er nichts; nur eine Correctionszelle wäre da, in welche widerspänstige Geistliche auf einige Zeit gesetzt würden." — Von ihm hingeführt, fand Hägelin in der Reihe der übrigen bewohnten Zellen eine, von den andern nur durch ein eisernes Gitter vor dem Fenster unterschieden, Hägelin damit nicht befriedigt, fragte dreymal den Guardian auf sein Gewissen und im Namen des Kaisers ob keine andern Gefängnisse im Kloster wären? und dreimal antwortete er mit „nein." „Führen Sie uns in die Küche," sagte Hägelin; und troß aller Wendungen mußte der Guardian voraus fort. In der Küche wandte sich die Commission sogleich rechts in die Waschkammer, aus dieser weiter. Die kleine Thüre mußte aufgeschlossen werden; da schien den Guardian eine Ohnmacht anzuwandeln. Der Locus delicti war nun entdeckt, eine Beschreibung davon wurde zu Protokoll genommen, worauf einige Layenbrüder die Gefangenen in den Speisesaal hinaufführen mußten. Dort blieb die Commission mit den Unglücklichen allein, um sie zu verhören. Dabey ergab sich, daß drey, die Patres Florentinus und Paternus und der Layenbruder Remesian bereits in völligen Wahnsinn gerathen waren. Da wurde der

Löwenwärter gerufen, um an ihrer Stelle zu antworten. Aus seiner Aussage ergab sich, daß Nemesian, durch die Lehre seines Novitzmeisters, er müsse in allen Menschen Gott ehren und lieben, anfänglich in Schwärmerey, dann in die Thorheit verfiel, zu Hause und auf den Straßen vor jedem Menschen auf die Knie zu fallen und ihn um den Segen zu bitten. Um dieser Thorheit willen war er eingesperrt worden, er saß, 71 Jahre alt, im fünfzigsten Jahre.

P. Florentinus hatte, nach der Aussage des Löwenwärters, ein ungeheures Verbrechen begangen; er hatte, mehrmahliger Beschimpfungen wegen, seinem Guardian ein Paar Ohrfeigen versetzt: jetzt 73 Jahre alt, saß er im zwei und vierzigsten.

P. Paternus ging Nachmittags immer ohne Erlaubniß des Guardians aus dem Kloster, um Besuche zu machen, kam jedoch immer zur rechten Zeit nach Hause. Dieß willkührliche Auslaufen konnte ihm aber nicht gestattet werden, und da er es nicht lassen wollte, wurde er festgesetzt. Von 56 Jahren seines Alters verlebte er 15 im Gefängnisse.

Da die zwei übrigen bey vollkommenem Verstande wären, so wurde der Löwenwärter entlassen. Der Layenbruder Barnabas war, seiner Aussage nach, Kaufmannsdiener in Wien, hatte sich in seines Prinzipals Tochter verliebt, dieser ihm das Mädel verweigert; der Verliebte wurde aus Verzweiflung Capuziner. Während seines Probejahrs starb der Kaufmann; die Tochter schrieb ihrem Geliebten, er möchte austreten, kommen, und sie glücklich machen. Der Novitzenmeister unterschlug den Brief. Barnabas verpflichtet sich in seiner Unwissenheit

durch die unauflöslichen Gelübde dem Orden. Bald darauf sieht ihn das Mädel bey der Messe dem Priester dienen, ruft ihn zur Pforte, erzählet was geschehen ist, überhäuft ihn mit Vorwürfen über seine Treulosigkeit. Er weiß von Allem nichts, läuft in äußerster Verzweiflung zu dem Guardian, wirft ihm Rosenkranz und Regel zu Füßen, mit der Erklärung, er wolle nimmer bethen, beichten noch von einem Pater dieses verdammten Ordens das Abendmal nehmen. Der Guardian ließ ihn ohne weiterm einschließen; er saß 9 Jahre und ist 38 Jahre alt.

P. Thuribius hatte mit Lust Wieland's, Gellert's, Rabener's ꝛc. Schriften gelesen, und sich dieselben angeschafft. Der Guardian nahm sie ihm, als ketzerische und verbothene Bücher weg. Er fand Mittel sie nocheinmal zu bekommen. Der Guardian nahm sie zum zweiten Male. Zum dritten Male raufte er sich darum mit dem Guardian, es kam zum Handgemenge; Thuribius wurde nun in abgelegenem Klostergemach eingesperrt, so oft der Guardian mißlaunig war, in die Bibliothek geführt, auf den großen Tisch hingelegt, von Layenbrüdern gehalten, und vom Guardian mit Ochsensehnen geschlagen. Auf diese Weise hatte der arme Mensch gegen 600 Streiche in einem Jahre bekommen, bis der Layenbruder Florentianus Eder sich drohend vernehmen ließ, des Guardians Grausamkeiten gehörigen Ortes anzuzeigen. Thuribius wurde nach Wien gebracht und in das Gefängniß gesetzt. Er saß 5 Monate, 10 Tage und ist 28 Jahre alt.

Der Provinzial und der Guardian wurden sogleich von der dazu ermächtigten Commission, bis zur weitern Entscheidung des Kaisers, ab officio suspendirt, dem Kloster-Vicarius P. Isaak die Regierung übertragen, die fünf Un-

glücklichen an demselben Tage noch den barmherzigen Brüdern zur Pflege überliefert. An eben diesem Tage waren auch in allen andern Mönchs- und Nonnenklostern durch die ganze Monarchie kaiserliche Commissionen erschienen; die Berichte derselben werden noch erwartet.

Den Capuzinern ahnet nichts Gutes."

Feßler war dem Kaiser bald persönlich bekannt geworden. Joseph würdigte den so vielfach ausgezeichneten, jungen Mann und ernannte ihn zum Lector, alsbald dann zum Professor an der Lemberger Hochschule.

Noch während seines Aufenthaltes in Wien wurde Feßler mit Sternen ersten Glanzes näher bekannt z. B. mit Gebler, Born, Greiner, Sonnenfels rc.; Alle erkannten seinen hohen seltenen Werth.



VI.

Kaiser Joseph in Paris.

(Skizzirt von zwey französischen Damen.)

1.

Seit der Thronbesteigung Ludwigs XVI. erwartete die Königinn den Besuch ihres Bruders des Kaisers Joseph II. Dieser Fürst war gewöhnlich der Gegenstand ihrer Unterhaltung, sie rühmte seinen Verstand, seine Liebe zur Arbeit, seine militärischen Kenntnisse, seine außerordentliche Einfachheit. Se. Majestät wünschte lebhaft, einen seines Ranges so würdigen Fürsten am Versailler Hofe zu sehen. Endlich wurde der Augenblick der Ankunft Joseph des II. unter dem Nahmen eines Grafen von Falkenstein angekündigt und selbst der Tag festgesetzt, an welchem er in Marseille eintreffen sollte. Die ersten Umarmungen der Königinn und ihres Bruders hatten das ganze königliche Haus zum Zeugen. Dieses Schauspiel war sehr rührend . . . Anfangs wurde der Kaiser allgemein bewundert: Die Gelehrten, die unterrichteten Militärs, berühmten Künstler, priesen alle den Umfang seiner Kenntnisse. Weniger Huldigungen empfing er am Hofe, und noch weniger von Seiten der Königinn und des Königs. Die Königinn sprach mit ihm von den Appartements, die sie für ihn im Schlosse hatte einrichten lassen, allein er antwortete, daß er keinen Gebrauch davon machen werde, da er auf der Reise stets im Wirthshause (au cabaret — ce fut sa propre expression —) wohne. Die Königinn be-

stand jedoch auf ihrem Anerbieten und versicherte ihn, daß er ganz frey und von allem Lärm entfernt seyn werde. Er antwortete: er wisse, daß das Schloß von Versailles sehr groß sey, und daß man darin so viele „polissons“ logiere, daß er wohl auch einen Platz finden könne, allein sein Kammerdiener habe schon in einem Gasthof sein Feldbett zurecht gelegt, und er wolle dort wohnen.

Er speiste mit dem König und der Königinn, und soupirte mit der ganzen Familie. Er zeigte Interesse für die Prinzessin Elisabeth, die eben die Kinderschuhe ausgezogen hatte, und die ganze Frische dieses Alters besaß. Es ging damahls das Gerücht von einer Heirath mit dieser jungen Schwester des Königs, allein ich glaube, es hatte keinen Grund.

Ich war täglich bey dem Diner der Königinn. Der Kaiser sprach dabey viel und anhaltend, und drückte sich in unserer Sprache mit Leichtigkeit aus. Die Seltsamkeit seiner Ausdrücke machte diese Unterhaltungen pikant. Ich hörte ihn öfters sagen, daß er die choses spectaculeuses liebe; womit er alles bezeichnen wollte, was einen interessanten Anblick gewährte. Er verhehlte seine Vorurtheile gegen die Etikette und Gebräuche des Hofes keineswegs, und machte sie oft sogar in Gegenwart des Königs zum Gegenstand seiner Sarkasmen.

Der König lächelte, und erwiederte kein Wort, die Königinn schien es anfangs zu dulden. Der Kaiser beschloß oft seine Erzählungen von dem, was er in Paris gesehen und bewundert hatte, mit Vorwürfen gegen den König, dem die merkwürdigsten Dinge unbekannt waren; er konnte nicht begreifen, wie man so viele Schätze an trefflichen Gemälden im Staub der Magazine verwahrlosen

könne, und sagte eines Tages zu ihm, daß er selbst die größten Meisterstücke, die er besäße, nicht kennen würde, wäre es nicht üblich, einige davon in den Appartements von Versailles aufzustellen. Er warf ihm auch vor, daß er weder das Invalidenhaus noch die Militärschule besucht habe, und sagte ihm sogar in unserer Gegenwart, daß er nicht nur Alles, was in Paris wäre, kennen, sondern auch Reisen im Lande machen und in jeder seiner grossen Städte einige Tage sich aufhalten sollte.

Die Königinn wurde endlich durch die Aufrichtigkeit ihres Bruders verletzt und machte ihm darüber Vorwürfe. Eines Tages war sie beschäftigt mit Unterzeichnung einiger Anordnungen und Befehle zu Zahlungen für ihren Haushalt, und unterhielt sich mit Herrn Augeard, ihrem Secretär, der ihr nach und nach die Papiere zur Unterschrift überreichte und sie wieder in sein Portfeuille legte. Während dieser Beschäftigung ging der Kaiser im Zimmer auf und ab, plötzlich aber blieb er stehen, um der Königinn strenge Vorwürfe zu machen über den Leichtsinn, mit welchem sie die Papiere unterschrieb, ohne sie gelesen zu haben. Er stellte ihr die Gefahr dieses Verfahrens vor. Die Königinn antwortete, daß man die besten Grundsätze schlecht anwenden könne, daß ihr Secretär ihr volles Vertrauen verdiene, und daß sie bey ihrem Verfahren nichts riskire, da alle Zahlungen in der Rechnungskammer einregistrirt würden.

Die Toilette der Königinn war nicht minder ein Gegenstand der unaufhörlichen Critik des Kaisers. Er machte ihr den Vorwurf, daß sie so viele Moden eingeführt habe, und neckte sie wegen des übermäßigen Auflegens von Roth, an das sich seine Augen nicht gewöhnen konnten. Eines

Tages, als sie mehr als gewöhnlich auflegte, ehe sie ins Schauspiel ging, rieth er ihr noch mehr aufzulegen und sagte, indem er auf eine Dame wies, welche in der That sehr stark geschminkt war: „Noch ein wenig unter die Augen daß sie aussehe wie eine Furie und wie diese Dame.“ Die Königinn bath ihren Bruder, seine Laune zu mäßigen, und seine Späße nur an sie zu richten, besonders wenn sie nichts Verbindliches enthielten. Diese Art, alle Gebräuche zu critisiren, wurde den Leuten, welche an den alten Sitten hingen, sehr unangenehm, und sie wußten ihm wenig Dank für seine übel angebrachte Offenheit.

Die Königinn hatte mit dem Kaiser eine Zusammenkunft im théâtre italien verabredet, besann sich aber eines Andern und begab sich ins théâtre français. Sie schickte einen Pagen in das théâtre italien, und ließ ihren Bruder bitten, zu ihr zu kommen. Der Kaiser verließ in Begleitung des Herrn de la Ferté, Intendanten der menus-plaisirs, die Loge, welcher sehr bestürzt war, als er den Kaiser zu dem Schauspieler Clairval sagen hörte: „Eure junge Königinn ist sehr unbesonnen, aber glücklicherweise mißfällt das euch Franzosen nicht.“

Ich befand mich mit meinem Schwiegervater in einem Cabinet der Königinn. Der Kaiser kam dahin, um sie dort zu erwarten, und da er wußte, daß Herr Campan das Amt eines Bibliothekars bekleidete, so unterhielt er sich mit ihm über die Büchersammlung der Königinn. Nachdem er von unsern berühmtesten Schriftstellern gesprochen, sagte er: „Zuverlässig gibt es hier keine Werke über Finanz- und Staatsverwaltung.“

Diesen Worten folgte seine Meinung über Alles was in diesem Fache geschrieben wurde, über unsere berühmten

Minister Sully und Colbert, über die Fehler, welche unaufhörlich in Frankreich begangen würden und zwar in Dingen, welche für die Wohlfahrt des Reiches höchst wichtig wären, über die Reformen, welche er selbst in Wien vornehmen würde, wenn er die Macht dazu erlange. Er sprach so mit Herrn Campan, den er beym Rockknopf hielt, über eine Stunde mit der größten Heftigkeit und ohne den geringsten Rückhalt und Mäßigung über die französische Staatsverwaltung, was sehr unpassend gefunden wurde. Das Erstaunen und der Respect veranlaßte uns zu tiefem Stillschweigen, und da dieser Unterredung Niemand zuhörte als ich und Herr Campan, so nahmen wir uns vor, nie davon zu sprechen.

Der Kaiser liebte es, die geheimen Anecdoten von den italienischen Höfen zu erzählen, welche er besucht hatte; die eifersüchtigen Zänkereyen zwischen dem König und der Königinn von Neapel amüsirten ihn sehr. Er schilderte vollkommen die Manieren dieses Monarchen. Er erzählte auch viel von dem Hofe zu Parma, von welchem er mit ziemlicher Geringschätzung sprach. Von seinem Bruder dem Großherzog von Toscana, erzählte er eine heitere Anecdote: Bey einer Zusammenkunft des Großherzogs von Toscana mit dem Könige von Neapel sprach der Erstere viel von den Veränderungen, welche er in seinen Staaten bewirkt habe. Der Großherzog hatte eine Menge neuer Edicte ergehen lassen, um die Vorschriften der Oeconomisten in Ausübung zu bringen, in der Hoffnung, dadurch das Glück seines Volkes zu befördern. Der König von Neapel ließ ihn lange reden, dann stellte er ihm die einfache Frage: wie viel er wohl neapolitanische Familien in Toscana zähle? Der Großherzog hatte ihre kleine Zahl

bald ausgemittelt. „Wohlan, mein Herr Bruder," versetzte hierauf der König von Neapel, „ich begreife dann nicht, warum Ihre Völker so wenig das Glück suchen; denn ich habe viermahl mehr ansässige Familien aus Toscana in meinen Staaten, als Sie neapolitanische bey Ihnen haben."

Als eines Tages die Königinn mit dem Kaiser in der Oper sich befand, und der letztere verborgen bleiben wollte, nahm ihm die Königinn bey der Hand und zog ihn mit einiger Gewalt zu den ersten Plätzen hervor. Diese Art einer Vorstellung ihres Bruders, machte auf das Publicum den größten Eindruck. Man gab Iphigenie in Aulis. Man verlangte mit großer Hitze die Wiederholung des Chors: Chansons, célébrons notre Reine, und begleitete ihn mit allgemein stürmischem Beyfall.

Im kleinen Trianon wurde eine Festlichkeit neuer Art gegeben. Die Kunst mit welcher man den englischen Garten erleuchtet hatte, machte einen reizenden Effect; Sträucher und Blumen waren von kleinen Lampen beleuchtet und stellten sich in dem seltsamsten und angenehmsten Farbenspiel dar. Einige hundert Reisbündel unterhielten hinter dem Tempel der Liebe im Graben eine große Helle. Das Local erlaubte nicht, eine große Anzahl von Hofleuten zu dem Feste zuzulassen. Die nichtgeladenen Personen wurden mißvergnügt, und das Volk, welches nur die Feste verzeiht, welche es genießt, nahm großen Antheil an den Gerüchten, welche die Mißgunst ausstreute, und nach welchen die Kosten dieser Festlichkeit so groß waren, daß die verbrannten Reisbündel die Zerstörung eines ganzen Waldes erfordert zu haben schienen. Die Königinn, welche davon Nachricht erhielt, wollte

durchaus genau wissen, wie viel Holz verbraucht wurde und man erfuhr, daß 1500 Reisbündel hingereicht hatten, das Feuer bis 4 Uhr Morgens zu unterhalten.

Alle Offiziere der Kammer der Königinn hatten während des Aufenthaltes des Kaisers oft Gelegenheit, ihm zu dienen; man erwartete, daß er vor seiner Abreise Geschenke vertheilen werde. Es war ihnen jedoch durch ihren Eid verbothen, Geschenke von fremden Fürsten anzunehmen; man kam daher überein, daß man vorerst die Geschenke des Kaisers ablehnen werde, um mittlerweile die Erlaubniß zur Annahme derselben auszuwirken. Der Kaiser, von diesem Gebrauche unterrichtet, enthob alle diese ehrlichen Leute ihrer Verlegenheit und reiste ab, ohne ein einziges Geschenk zu machen.

Madame de Campan.

(Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette.)

2.

Der Kaiser kam vorgestern zwischen 5 und 6 Uhr Abends an; er stieg bey seinem Gesandten ab, der ihn wegen eines Hämorrhoidalzufalles nicht begleiten konnte. Er war gestern Morgens in Versailles und besuchte alle Prinzen und Minister. Er zeichnete sich durch eine hinreißende Leutseligkeit aus. Man sagt, er werde keinen Besuch annehmen, aber Jedermann als Graf Falkenstein seinen Besuch abstatten.

Der Kaiser wird allgemein bewundert; er war gestern in der Academie der Wissenschaften. Man erwartete ihn dort seit 12 bis 14 Tagen, und Alles war vorberei-

tet, um in seiner Gegenwart einige chemische Experimente vorzunehmen. Er wollte durchaus keinen ausgezeichneten Platz einnehmen; es hatte den Anschein, daß er keine andere Academie besuchen werde. Es vergeht kein Tag, an welchem er nicht einige Anstalten, Manufacturen 2c. besucht. Er schläft bei seinem Gesandten, dem Grafen von Mercy, steht um 8 Uhr Morgens auf, macht alle seine Touren bis 2 Uhr, worauf er sich in das Hotel de Treville begibt, wo sein ganzes Gefolge wohnt. Er speist dort mit Colloredo, Cobenzl, Belgiojoso, und geht dann mit ihnen oder ohne sie aus. Zuweilen besucht er das Schauspiel, oder die Häuser in der Umgebung von Paris. Er beobachtet Alles, kritisirt nichts; ich glaube, er ist über die außerordentliche Pracht unsers Hofes erstaunt, aber nicht eifersüchtig darauf. Die Schöngeister müssen sehr erstaunt sein, wegen der geringen Aufmerksamkeit, welche er ihnen erweist; deshalb erscheint weder in Versen noch in Prosa etwas zu seinem Lobe. Man gibt ihm Dienstag ein Fest im Trianon, und Donnerstag eines in Choisy.

Man spricht hier nur vom Kaiser. Durch Zufall bekam ich ihn zu sehen. Ich soupirte am vergangenen Montag bey Necker, und kam um halb 10 Uhr dahin. Der Kaiser war dort seit ein Viertel auf 8 Uhr, hatte sich fast zwey Stunden lang mit Herrn Necker unterhalten, worauf er sich zu Madame Necker verfügte, welche die Herren Gibbon, Boismont, Marmontel und Schowaloff bey sich hatte. Als ich zur Thüre hineinkam, ging er mir entgegen und sagte zu Madame Necker: „Stellen Sie mich vor.“ Ich machte eine tiefe Verbeugung und begab mich auf mein Fauteuil. Er ließ sich hierauf in ein

kleines Gespräch mit mir ein. Er blieb bis nach 10 Uhr. Er spricht unsere Sprache sehr gut, ist sehr einfach und wundert sich daß man darüber erstaunt. Er sagt, der natürliche Zustand sey nicht der eines Königs, sondern der Menschen. Es gibt nichts was er nicht sehen oder wissen wollte. Er war Freytags in der Academie der schönen Wissenschaften und gestern in der Academie française. Man weiß den Tag seiner Abreise nicht. Er hat hier große Anerkennung gefunden, allein, da er Niemand auszeichnete, so fangen Jene, welche ausgezeichnet seyn wollen, an, in seinem Lobe zu erkalten. Er wollte Herrn Turgot sehen, und war in dieser Absicht bey der Herzoginn von Enville, und hierauf bey Madame Blondel, unter dem Vorwande, daß Herr Blondel als bevollmächtigter Minister in Wien gewesen sey, und daß er Alle besuche, welche dort gewesen sind. Er schwatzte viel mit Herrn Turgot, welchen er bey diesen beyden Damen antreffen konnte. Wahrscheinlich hat er ihn kennen lernen wollen, weil sein Verwaltungssystem in Florenz angewendet wurde.

Bey seiner Unterredung mit Herrn Necker waren die Herren Colloredo, Mercy, Cobenzl und Belgiojoso gegenwärtig. Noch muß ich Ihnen von einem glücklichen Zufall erzählen, der sich in der comédie française, in Anwesenheit des Kaisers ereignet hat. Man gab den Oedipus, in welchem (2. Akt. 21. Scene.) Jocaste von Laius sagt:

Ce Roi plus grand que sa fortune (!!)
Dedaignait comme vous une pompe importune:
On ne voyoit jamais marcher devant son char
D'un bataillon nombreux le fastueux rempart:

Au milieu des sujets soumis à sa puissance,
Comme il était sans crainte, il marchait sans défense;
Par l'amour de son peuple il se croyoit garde.

Bey diesen Versen erhob sich ein stürmischer Beyfall.

Er war überall; er hat die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erforschen wollen, man weiß nicht, welche Epoche er vorzieht. Man hat sich vielleicht zu sehr daran gewöhnt, ihn zu sehen; die Eindrücke, welche er gemacht hat, sind abgenützt, die Einfachheit gefällt, aber auf die Länge scheint sie weniger pikant. Ich glaube, seine Reisen werden ihm nützlich seyn; er schreibt jeden Abend Alles auf, was er gesehen, gehört und behalten hat. Sein Kopf wird mit vielen Kenntnissen angefüllt werden, es können daraus Gedanken entspringen. Es hat allen Anschein, daß er ein sehr guter Souverän werden und mehr ihrem Heinrich VII. oder Carl V. gleichen wird, als Friedrich II.

Marquise du Deffand.
(Lettres à Horace Walpole.)

VII.

Josephinische Memorabilien

von dem 1810 verstorbenen Hofrath von Bretschneider.

Gelehrsamkeit oder auch nur oberflächliche wissenschaftliche Kenntnisse waren Josephs Sache nicht, ob er gleich nicht ganz leer war, und von den italienischen Dichtern viele Stellen auswendig hersagen konnte. Er hatte seinen Tasso und Ariost gelesen; und dazu ist er vermuthlich in seiner Jugend angehalten worden, denn er recitirte die Verse so ziemlich im Schultone.

Der König von Preußen hatte ihm bey der Zusammenkunft in Schlesien die **Reveries du Comte de Saxe** empfohlen, und ihm ein elegant gebundenes Exemplar geschenkt. — Mich hat einer von seinen Leuten, der bis an sein Ende um ihn war, versichert, daß zwar dieses Buch in der ganzen langen Zeit seit der schlesischen Zusammenkunft nicht von des Kaisers Nachttische gekommen sey, daß aber alle Blätter noch am goldenen Schnitt fest zusammenklebten als er starb.

Er kam einmal in die ehemahlige Garellische Bibliothek, die auf seinen Befehl die Lembergische Universitäts-Bibliothek geworden war, und erblickte da ein Werk in Folio von 9 oder 10 Bänden mit dem auswendigen Titel:

Cornelii a Lapide Opera. „Hat der Patron so viel geschrieben? das hab ich nicht gewußt. Er gehört unter die Prohibita, und muß hier weggestellt werden; auch soll man das Buch Niemand zu lesen erlauben." Hieraus sieht man, daß er den **Cornelius a Lapide** mit dem **Hyppolitus a Lapide** verwechselte, welch letzterer ein Buch gegen das Haus Oesterreich geschrieben hat: **Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico etc. §. 1. 1640. 4.**

Der deutschen Sprache war Joseph günstig, und wollte sie durchaus in seinen Ländern, wo mancherley Zungen gesprochen werden, als die allgemeine Geschäftssprache einführen; welches eben nicht so geschwind auszuführen war, als er sich einbildete. Er erzählte uns einmal Abends im Casino zu Lemberg, der König von Preußen habe gegen ihn geäußert, die deutsche Sprache habe weder Wohlklang noch Tonkraft, dem Schalle der Worte fehle die Analogie mit der Sache die sie ausdrücken sollten, und er wisse im Deutschen von dieser Art nichts, als die saubere Floskel des Pöbels: Leck mich u. s. w., welche einen der Sache angemessenen Klang mit sich führe.

Joseph liebte Musik, spielte selbst den Flügel und die Baßgeige, war ein Freund vom Theater, und beförderte gern öffentliche Lustbarkeiten aller Art; war gern da, wo viele Menschen sich versammelten, um sich zu ergötzen; und eröffnete aus dem Grunde Prater und Augarten allen Ständen. Die Oper, il Re Teodoro mußte der Hofpoet Casti, auf seinen Befehl verfertigen: aber sie fiel nicht ganz so aus, wie sie der Kaiser wünschte. Er wollte eine Satyre auf den König von Schweden haben, der damals in den europäischen Ländern

herumreiste, aber der Geist der Satyre ruhte nicht auf dem Abbate, und Se. Majestät waren endlich auch mit dem zufrieden, was der Dichter geliefert hatte. Die vortreffliche Musik des Paisiello wird das Ohr des Kenners immer schätzen; diese Oper wird sich erhalten, wenn auch kein Mensch mehr weiß, daß sie auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Joseph geschrieben wurde, und was den Text anbelangt, so möchte er durch einige kleine Veränderungen, die weder Zeit noch Kunst erfordern, sehr viel gewinnen. Es kommt mir sehr anstößig vor, daß der arme Theodor, der sich durch das ganze Stück als ein ehrlicher Mann aufführt, der mit seinem unglücklichen Schicksal das Mitleiden des Zuschauers erregt, am Ende von einem eifersüchtigen Kaufmannsburschen verspottet und gemißhandelt wird. Mich dünkt, der Dichter erwecke damit mehr Abscheu als Vergnügen. Wenn er seinen Helden, wie den Schelm Gafforio, als einen Windbeutel oder als einen Betrüger oder Bösewicht, wie Don Juan, aufgeführt hätte, dann könnte so ein Ausgang seinen moralischen Werth haben: aber er zeigt durchaus keinen bösen Character, und der Knoten des Dramas löset sich am Ende mit seinen Schulden, die ihm wie eine Litaney vorgesungen werden. Diese Schulden und die Liebe zu der schönen Wirthstochter sind also das Verbrechen, die ihn ins Gefängniß bringen, und ich finde darin eben die Eigenschaften, die ihn zum König qualificiren. Ludwig, dieses Nahmens der fünfzehnte, mit dem Zunahmen der Vielgeliebte, hat fünfzig Jahre regiert — Liebe und Schulden begleiteten ihn bis zum Grabe.

Die ihn der Tiranney oder der Grausamkeit beschuldigen, bedenken nicht, wie nothwendig es bey dem An-

tritt seiner Regierung war, Beyspiele strenger Gerechtigkeit zu zeigen. Er war eben nicht hartherzig: aber das hab' ich an ihm bemerkt, daß er es gern sah, wenn man sich vor ihm fürchtete. Man konnte ihn durch nichts in bessere Laune versetzen, als durch eine Erzählung von Schrecken und Furcht vor seiner Person. Nichts hatte indessen mehr Aufsehen gemacht und auf seinen Ruf einen schlimmern Einfluß gehabt, als die Geschichte des Obersten Szekely. Dem Kaiser wird dabey hauptsächlich zur Last gelegt, daß dieser Mann sich ihm anvertraut und sich gleichsam in seine Arme geworfen hatte, und doch eine so entehrende Strafe ausstehen mußte. Man hat Beyspiele von Potentaten, welche groß genug dachten, denen, die sich ihnen anvertrauten, zu verzeihen. Ludwig der Vierzehnte schickte einem General, dem befohlen war, nach Paris zu kommen, einen Eilbothen entgegen, mit dem Befehle, sogleich wieder zurück zu der Armee zu gehen, weil die Frau dieses Generals dem Könige zu Füssen gefallen war, und ihm das Bekenntniß abgelegt hatte, daß sie sich in Abwesenheit ihres Mannes habe schwängern lassen. Das war freylich galant von einem Monarchen, den die Hugenotten einen Tyrannen hießen, weil er sie mit Feuer und Schwert bekehrte, und der die Pfalz verbrennen ließ; aber es war hier nicht die Rede von Eingriffen in eine Staatscasse, wobei das Beyspiel einer solchen Großmuth und Willfährigkeit zum Verzeihen, um der Folgen willen, nicht sehr rathsam wäre. Inzwischen verdient der gute Szekely, der ein Opfer ausgelernter Spitzbuben ward, daß man seine Geschichte in der wahren Gestalt darstelle. Denn sie ist aus Gründen, die jedem bey meiner Erzäh-

lung einleuchten müssen, der Welt noch immer ein Geheimniß geblieben.

So wie Maria Theresia die Augen geschlossen hatte, kroch ein Völkchen aus Winkeln und Nebenwegen hervor, das sich seither gar nicht hatte blicken lassen; es nennt sich Rosenkreuzer, und war bekannt genug. Diese Leute hoben nun ihre Häupter empor, wagten, in guter Hoffnung auf die bekannte Toleranz des neuen Regenten, daß er selbst bald mitarbeiten werde, ohne Scheu öffentlich ihr Wesen zu treiben, warben viele Rekruten und hatten starken Zulauf. Auf ihren Meisterstühlen saßen ein Paar feine Hypokriten, ein jeder nach seiner Weise, wovon ich jetzt nur den Reichshofraths-Agenten Matolai zu nennen brauche, weil er Meister vom Stuhl der nämlichen Loge war, in welche sich Szekely zu seinem Unglücke hatte aufnehmen lassen. Allein den armen Schafen, die sich in den Orden locken ließen, und den Worten der Apostel desselben glaubten, spiegelte man außerordentliche Glückseligkeiten vor, die ihrer warteten. Der glattzüngige Matolai wußte ihnen insbesondere das System der Goldmacherey und den Umgang mit den Geistern mit sehr geheimnißvollen Mienen ganz süß und lieblich beyzubringen; und der arme Szekely war auch einer von den Fischen, die an dieser Angel anbissen. Er dünkte sich unendlich glücklich, in eine Gesellschaft gekommen zu seyn, die ihm goldene Berge versprach, und arbeitete fleißig. Unter Arbeiten wird hier nichts Anderes verstanden, als fleißig alle Logen zu besuchen; seinen Beitrag richtig zu bezahlen, die Obern als außerordentliche große Männer zu verehren, und in den Hieroglyphen große und sehr nützbare Geheimnisse zu suchen. Zum Glauben an solche Possen sind die Menschen sehr ge-

neigt; denn die Mittel reich zu werden, die weder Zeit noch Mühe brauchen, sind doch wahrhaftig gescheidter, als wenn einer mit Krämereyen anfangen muß, und stufenweise nach 20 oder 30 Jahren mit vieler Mühe und Anstrengung zum Glück gelangen kann, ein Banquier zu werden. Matolai war zugleich Rosenkreutzer, welche letzte Stufe der Dummheit von der Einen und der Betrügerey von der andern Seite auch Szekely betrat; überdieß wurde er mit der Hoffnung gelabt, gar nicht mehr weit von dem Lapide (Stein der Weisen) entfernt zu seyn; einstweilen aber könne er vorher zu andern wichtigen Geheimnissen und Kunststücken gelangen, zu Universalarzneyen, womit herrliche Wunderkuren zu verrichten wären, durch die man so viel gewinnen könne, als die Kosten des Hauptprozesses betragen würden. Kurz, Szekely träumte sich ein Himmelreich aus all den Hoffnungen, die er sich und Matolai ihm machte.

Um diese Zeit kam ein gewisser Baron Liebenstein nach Wien, und brachte einen Laboranten mit, der Götz hieß und dieser hatte ein Weib, das viel schwatzte. Liebenstein ist der Erfinder des sogenannten philosophischen Goldsalzes, eines guten Arzeneymittels gegen Schärfe im Blute. Es besteht aus stark mit Vitriol gesättigtem Weinstein. Liebenstein kam nach Wien, um sich da Absatz seines Goldsalzes zu verschaffen, und hatte den Laboranten Götz mitgenommen, um ihn bey Verfertigung desselben zu brauchen. Außerdem waren Götz und seine Frau, er Bedienter und sie Köchinn des Barons. Nun traf sichs, daß der Visitator auf der Hauptmauth in Wien, der die Koffer des Baron Liebenstein zu untersuchen hatte, ein der Kunst sehr ergebener Rosenkreutzer war. Er hieß

Bacciochi. Als dieser Mann so viel chemisches Geschirr und anderes Werkzeug, das zu dem Goldsalze gebraucht wurde, unter dem Geräthe des Barons fand; so kam er gleich auf den Gedanken, der Eigenthümer dieser Dinge müsse ohne Zweifel einer von den geheimen Obern der Rosenkreutzer seyn. Er begegnete ihm daher mit der größten Ehrfurcht, begleitete ihn in sein Quartier, und fand, weil Liebenstein sich nicht mit ihm einlassen wollte, alle Kennzeichen eines solchen geheimen Obern, die sich nicht zu erkennen geben. Er ermangelte also nicht, seinem bekannten Obern Matolai Rapport zu erstatten, und verbrämte seine Erzählung mit so vielen wunderbaren Eigenschaften, die er jenem beylegte, daß die ganze Societas Rosaecrucianorum, die damals in Wien schwärmte, in Bewegung über den Gast gerieth. Die Herren wollten sein Incognito nicht gelten lassen, und sendeten eine Deputation an ihn, die ihn, mit aller, einem unbekannten Obern gebührenden Reverenz und Unterwerfung einladen sollte, sie mit seinem Besuch zu beehren, ihre Arbeiten zu prüfen, und ihnen aus der Schatzkammer seiner Geheimnisse etliche Kleinodien mitzutheilen. Liebenstein, der noch im 83. Jahre seines Alters gesund und frisch herumwanderte, aber, wie man hören wird, durch diese Leute blutarm geworden ist, war im siebenjährigen Kriege Hauptmann in preußischen Diensten und Adjutant des Generals Salomon. Er ist ein Mann ohne Complimente, geradsinnig, ehrlich und aufrichtig. Da kamen nun freylich die Herren Deputati an den unrechten Mann. Er fertigte sie kurz ab, nannte ihre Rosenkreutzerey Narrenspossen und ihr ganzes Wesen Betrügerey, sagte ihnen, daß ihre unbekannten Obern sie bey der Nase herum führten, und

wollte sich auf sein Geldsalz auf keine Art mit ihnen einlassen. Inzwischen hatte doch diese Arzeney schon unter den Brüdern einen gewissen Ruf erlangt. Matolai und Bacciochi hatten es als ein zuverlässiges Rosenkreuzerisches Product ausgegeben. Es war auch endlich nothwendig, nach so vielen Worten einmal etwas Reelles vorzubringen, und die Obern beschlossen mit List und Schlichen hinter das Geheimniß zu kommen. Ein jüngerer Bruder und Herr Bacciochi ließen sich dazu gebrauchen. Liebenstein war auf kurze Zeit nach Ungarn verreiset, welches man benutzte und Bekanntschaft mit dem Laboranten Götz und seinem Weibe machte. Die Herren wußten freylich nicht, daß sich Liebenstein einen Zusatz vorbehalten und bey der Verfertigung des Salzes dem Laboranten verborgen hatte. Aber er und sein Weib gaben vor, das Geheimniß ganz zu besitzen, und es wird noch bis auf den heutigen Tag so unvollständig in Ungarn nachgemacht. Götz und seine Eheconsortinn waren schlau genug, die hohe Meinung, die die Herren von dem Salze hatten, zu bestärken und den Preis für die Entdeckung darnach zu bestimmen. Dazu kam noch das persönliche Interesse eines von den zwey Unterhändlern, der dem Weibe gern etwas zuwenden wollte. Die Forderung war stark, und man fand keinen unter der Gesellschaft, der leichter zu bereden war, das Arcanum zu kaufen, als den armen Szekely, der, geblendet von den schmeichelhaften Aussichten, in kurzer Zeit so große Curen zu machen hoffte, deren eine so viel als die ganze ausgelegte Kauffsumme betrug, zurückbringen würde, daß er ganz ohne alles Bedenken in die ihm anvertraute Casse griff, und in der Hoffnung, das Geborgte bald wieder ersetzen zu können,

welche fehl schlug, so unglücklich wurde, wie Jedermann weiß. Nun aber fürchteten Götz und sein Weib die Zurückkunft des Barons Liebenstein, ihres Herrn, der nicht mit sich spaßen ließ. Matolai hatte es übernommen, sie davon zu befreyen. Er examinirte das löbliche Ehepaar genau über alles Thun und Lassen und alle Worte und Werke des Barons, und fand in der Entdeckung, daß er ein Freygeist sey, das Mittel seiner los zu werden. Götz mußte sich auf den Controllorgang stellen und als ihn der vorbeygehende Kaiser fragte was er wolle? antworten: Sein Gewissen treibe ihn, Sr. Maj. anzuzeigen, daß er zweifle, ob sein Herr, der Baron Liebenstein, ein Christ sey, weil er oft von Jesu Christo und seiner hochgebenedeyten Mutter nicht mit geziemender Ehrfurcht spreche. Darauf antwortete der Kaiser kurz: Wenn sein Herr kein Christ sey, so könne er ihn dafür nicht strafen, so lang er nicht Proselyten mache und ihm, Götzen, stände es frey, seinem Herrn den Dienst aufzusagen und sich bey einem Christen zu verdingen. Das war dem Meister Matolai sehr unerwartet. Ein zweyter Kunstgriff gelang besser. Götz reiste dem Baron, der von Ofen aus geschrieben hatte, wann er zurückkommen würde, bis Wieselburg entgegen, und log ihm vor, daß er zu Wien in Verdacht stehe, ein heimlicher preußischer Werber zu seyn, daß er von der Polizey überall gesucht werde u. s. w. Diese Lüge konnte ihre Wirkung nicht verfehlen, und Liebenstein mußte, mit aller seiner Unschuld viele Unannehmlichkeiten befürchten, denen er damit auszuweichen glaubte, daß er, ohne Wien zu berühren, durch einen Umweg aus den österreichischen Landen ging. Seine in Wien zurückgelassenen Kleider und andere Sachen schenkte er seinem

Verrätherey, dankte ihm für seine Treue und gab ihm ein Rendezvous in Regensburg nebst Reisegeld, wovon aber Götz keinen Gebrauch machte.

— Was die Liebschaften Josephs anbelangt, so waren sie, wie manche seiner Lobredner behaupten, aus moralischen Grundsätzen bloß aus den Nymphen gewählt, deren aber keine leicht zum zweitenmahle gerufen. Ein Souveraind'or war die gewöhnliche Belohnung, die auch bisweilen überstiegen, aber nie vermindert wurde. Welchen üblen Einfluß diese Art sich zu vergnügen, auf die Gesundheit des Monarchen gehabt hat, das ist in Wien Jedermann bekannt: ob es aber wahr ist, was man dort ebenfalls sagt, daß ihn nähmlich der Leibchirurg Brambilla, um sich nothwendig zu machen und einen freyen Zutritt zu haben, niemahls recht geheilt habe, — dieß kann ich nicht behaupten. Der Herr war übrigens nichts weniger, als Misogin. Er liebte den Umgang mit Frauenzimmern, wenn er aber merkte, daß das Herz Antheil zu nehmen begann, dann zog er sich weislich zurück, weil er die Macht der weiblichen Reitze und die Sucht der Weiber, sich in Geschäfte zu mengen, fürchtete. Unter seiner Mutter hatte er freylich genug Beyspiele erlebt, die seine Behutsamkeit rechtfertigen konnten: aber, da er physisch ohne Weiber nicht seyn konnte, so hätte er doch wohl besser gethan, wenn er, mit Beybehaltung seiner Grundsätze, in eine anhaltende Verbindung getreten und den Gegenstand seiner Zuneigung in gehöriger Entfernung gehalten hätte. Vielleicht wär' es auch dahin gekommen, wenn nur eine von seinen vielen Bekanntschaften die Probe ausgehalten hätte. Ich selbst habe deren zwey gekannt, die so fest glaubten, sich für ihre

Freunde verwenden zu können oder nach Geheimnissen fragen zu dürfen, und sie wurden auf der Stelle abgedankt. Eben so sehr nahm er sich in Acht, erklärte Favoriten zu hegen. — Der einzige Mensch von dem man sagen kann, daß er eine Zeit lang seine Gewogenheit vorzüglich genoß, war der bekannte Cabinetssekretär Günther, der aber, zu seinem Unglück nicht Kopf genug hatte, ein solches Glück zu ertragen. Sein natürliches Talent war gering; und in Wissenschaften hatte er, so wie alle Dummköpfe, gerade so viel gethan, als die Schulstudien mit sich bringen; praeterea que nihil. Er machte einen schönen Buchstaben und konnte rechnen. Hiermit und mit seiner Stupidität erwarb er sich die Gunst eines Monarchen — ein Glück, das er verdiente, wenn es genug Verdienst ist, für seinen Herrn die tiefste Verehrung und Treue zu hegen. Diese Eigenschaften besaß er, und hätte also nicht so fallen sollen, wie ein anderer voll Ränke, List und Schelmerey gemeiniglich zu fallen pflegt. Diesem Günstling widerfuhr eine solche Ehre, wegen seiner kurzen Einsichten, und wegen dessen, was ihm fehlte — das war Welt- und Menschenkenntniß. Die gute Portion Stolz, die sich bey erklärter Herrengunst nach und nach in ihm bildete, und die eben zu der Zeit seines Falles erst zu brausen anfing, muß man einem Menschen seiner Art gar nicht übel nehmen, sondern als eine natürliche Folge der Stufe seines Glückes ansehen, auf der auch große Geister nicht stark genug sind, diese Empfindung zu verläugnen: nur daß diese ihren Hochmuth auf Ueberlegenheit an Talenten steifen können; worauf Günther keinen Anspruch hatte. Von seinem Herrn hatte er die Idee der höchsten Vollkommenheit. Was aus seinem Munde floß, war bey Gün-

thern Kraft und Geist, und was seine Feder entwarf, Kern aller Sentenzen. — Laudamus ut laudemur. — Auch der Kaiser fand an Günthers Aufsätzen Belieben. Das hätte nun Alles so in seiner Ordnung fort gehen können, wenn sich ein junger Mann, wie Günther damahls war, mit dem Umgange seines Herrn, der schon ziemlich familiär zu werden anfing, hätte begnügen können. Aber, er suchte sich bey Weibern zu erholen und ging nicht Regis ad exemplum von einer zu der andern, sondern blieb bey Madame Eskeles, einer hübschen Jüdinn von Amsterdam, verheitathet und geschieden in Berlin, stehen, und brachte seine Ruhestunden bey ihr zu. Diese Jüdinn würde in Wien als eine Berlinerinn angesehen; und da hieß es, wie dort von Nazareth: was kann von Berlin Gutes kommen? Dazu kam, daß sie Bücherlesen liebte, und nun eine Gelehrte genannt wurde; welcher Beynahme in Wien sehr zweydeutige Auslegungen erdulden muß. Man glaubte, sie schreibe Alles nach Berlin, was ihr Günther zutrage; und so verleitete die Gewinnsucht einen Lumpenhund ihrer Nation, zu denunciren, daß Günther und diese Frau den Staat verriethen. Wahrhaftig, der arme Mensch erfuhr so wenig, daß er nichts verrathen konnte. Beyde Personen hatten, wenn sie allein waren, ganz andere Dinge zu verhandeln, als Staatsgeheimnisse. Indessen, der Denunciant handelte auch nach Ueberzeugung. Er hatte keine andern Begriffe vom Umgange der Menschen miteinander, als solche die sich auf Gewinnste gründen. Herzensangelegenheiten kamen bey ihm gar nicht in Anschlag. Denn das Ding kannte er nicht einmal dem Namen nach. Was konnten die zwei Personen anders machen, als Geld gewinnen, und wie

konnten sie es anders gewinnen, als durch Verrätherey? Ein kluger Kopf will auch etwas für seine Entdeckungen gewinnen. Er zeigte also seine Muthmaßungen als entschiedene Wahrheit an, und glaubte, ein einziger Brief, den man auf der Post öffnen solle, würde ihm zum Beweise hinlänglich seyn. Anstatt aller seiner Hoffnungen wurden ihm für seine Weisheit vierzig Stockschläge auf öffentlichem Markte zugezählt. Denn Günther und Madame Eskeles, nachdem sie lange separirt, vernommen und untersucht waren, wurden unschuldig befunden: aber doch, sie exilirt, und er als Concipist beym Gubernium in Siebenbürgen angestellt.

So weit bin ich Bürge für meine Erzählung, denn ich habe die Hauptpersonen gekannt und Umgang mit ihnen gehabt. Nun will ich noch die gemeine Sage erwähnen, für die ich nicht stehe. Man erzählt, daß zwar beyde Angeklagte in der Hauptsache völlig unschuldig befunden worden waren, daß aber Madame Eskeles, geschreckt durch den Examinator, der sie bereden wollte, Günther habe schon Alles bekannt, einige kleine Histörchen aus dem Venus-Kämmerlein Sr. Majestät, die ihr Günther im Vertrauen mitgetheilt haben sollte, ausgesagt habe.

— Als die sogenannten Abrahamiten, die sich zu keiner der drey anerkannten christlichen Confessionen bekennen wollten, aus Böhmen weggeschafft und in das Banat transportirt wurden, war Joseph eben in Ofen, als man diese Leute durchführte. Er ließ sie insgesammt vor die Hauptwache in die Festung bringen, befragte sie erst über ihren Glauben und behandelte sie sehr hart mit Drohungen. General Alvinzi, der zugegen war, wagte es, ein Wort

für sie zu reden und sagte: „Aber diese Menschen glauben doch an Gott.“ — Eben das, antwortete Joseph, zeugt von ihrer Hartnäckigkeit; denn wenn sie einen Gott glauben können; so müssen sie ja auch eine Kirche glauben; eins folgt aus dem andern. Ich weiß gar nicht was das für Dummköpfe sind, die da viel von ihrem Glauben an Gott schwatzen, und das übrige der christlichen Religion nicht glauben wollen, was doch eine ganz entschiedene Folge von dem Glauben an Gott ist. Ich habe noch mehrere Leute so argumentiren gehört und lange nicht begreifen können, worauf sich die Folgerung gründet, nach welcher der, der einen Gott glaubt, auch alles das, was die katholische Kirche lehrt, glauben müsse. Endlich entdeckte ich, daß sich das Problem auflöset in der Idee, die diese Leute von Gott haben. Ihr Gott ist der, der täglich in vielen tausend Kirchen ausgesetzt, gespeist, zu den Kranken getragen und mit dem gewöhnlichen Namen Unser Herr Gott bezeichnet wird, z. B. Unser Herr Gott wird heute bey St. Peter ausgesetzt. — Unser Herr Gott wird vorbey getragen u. s. w. Also haben die Leute Recht: Wer an diesen Herr Gott glauben und ihn für seinen Gott halten kann, der kann das andere freylich alles glauben, und muß es glauben.

— Die herrlichste von Josephs Eigenschaften war, daß er seine Pflichten gegen seine Unterthanen kannte und sie zu erfüllen wünschte. Ueber die Art und Weise, dieß auszuführen, haben die Potentaten keine ausschließenden Vorschriften, und der, der wie Kaiser Joseph, diese Pflicht zu seinem Hauptaugenmerk macht, handelt nach seinen Einsichten oder folget dem Rathe, den er für den besten hält. Joseph glaubte nicht, daß er auf den Thron

gesetzt sey, um Andere für sich arbeiten zu lassen; er arbeitete selbst, ließ Jedermann vor sich, duldete kein Ansehen der Person, sondern schätzte die Menschen nach ihren Eigenschaften und ihrem innern Werth, nannte sich den ersten Beamten des Staats, und handelte, so weit seine Kräfte reichten, als ein solcher.

Weil ich das Glück gehabt habe, diesen Monarchen in der Nähe beobachten zu können, indem er mich stundenlang bey sich geduldet und viel mit mir gesprochen hat; so kann ich einzelne Züge von ihm mittheilen, die vielleicht manchem Leser nicht unbedeutend vorkommen werden.

Was seine Religion anbelangt; so war er ein guter katholischer Christ, der die Lehrsätze der Kirche vom Herzen glaubte, nur bisweilen die Unfehlbarkeit des Papstes in Zweifel zog, und sich eingeschlichenen Mißbräuchen kräftig widersetzte.

Als er im Jahre 1787 die bekannte Reise zu der Zusammenkunft mit Catharinen der II. unternahm und sich in Lemberg dazu vorbereitete, trat ich ein paar Tage vor seiner Abreise in sein Zimmer. „Nun, sagte er, ist mir recht wohl, daß ich mich ausgeleert habe.“ Ich nahm dieses, nicht ohne Verwunderung, in anderm Verstande, aber Se. Maj. belehrten mich bald eines beßern. „Ich habe gebeichtet — ich reise so einen weiten Weg; man kann nicht wissen, was einem zustoßt (sic.) Ich nehme zwar einen Geistlichen mit: ein jeder ist mir aber nicht recht zum Beichtvater. Der Feldsuperior, der mich heute Beichte gehört hat, versteht seine Sache.“ — Dieser Feldsuperior war der gröbste Bauernlümmel von allen, die mir jemals vorgekommen sind. Aber er erwarb sich durch diese einzige Beichte, in der er vermuthlich sein

Beichtkind sanft behandelt hatte, eines der einträglichsten Bisthümer in Ungarn.

Es war damals ein jüdischer Abenteurer aus Schlesien in Lemberg, der den Monarchen so für sich einzunehmen wußte, daß er ihm die Direction des sehr beträchtlichen Salzhandels in Galizien anvertraute. Ich meines Ortes hätte den Menschen nicht zum Pferdeknecht angenommen. Denn er hatte eine Galgenphysiognomie, war ein unerträglicher Schwätzer, und verrieth mit jeder Bewegung alle Unarten seiner Nation: Zudringlichkeit, Schelmengriffe, Trotz und Feigheit. Dieser Mensch, der im ganz eigentlichen Verstande die Hälfte seiner Tage ein Bettelbube gewesen war, und als solcher manchen jüdischen und christlichen Nippenstoß empfangen hatte, wollte nun auch einmahl, da er im Besitze von 4000 fl. jährlicher Besoldung war, und die Tantieme die auf seinen Theil 2 bis 3000 fl. jährlich betragen konnte, den Petit-Maitre machen, behängte sich mit gestickten Kleidern und Juwelen, ließ sich in Gesellschaften einführen und war ein großer Verehrer der christlichen Frauen und Jungfrauen, deren viele auch seinem Gelde hofirten. Goldschmidt war sein Name. Er war 1786 während der Fastnachtszeit in Wien, und wollte besonders in einer Redoute recht glänzen, zu welcher er sich mit einer prächtigen Maske vorbereitet hatte. Allein zwey Tage vorher überfiel ihn Rheumatismus an dem Orte, den seinem Vorfahren Jacob vor so vielen hundert Jahren ein Engel verrenkt hatte. Er konnte nicht gehen, viel weniger tanzen. Ein Barbiergeselle versprach ihn so herzustellen, daß er auf den Ball gehen könnte, und hielt Wort. Er zog mit Schröpfköpfen die Materie an die Oberfläche. Gold-

schmidt konnte auf die Redoutte gehen, sich in seiner Pracht zeigen, tanzte wacker u. s. w. und erwachte den andern Mittag mit neuen Schmerzen. Denn an dem Orte, wo er den Rheumatismus hatte vertreiben lassen, entstand ein Gewächs, welches von Tag zu Tag größer wurde und ihn endlich ums Leben brachte. Er war mit dem Gewächse nach Lemberg gereiset und fing an, sich seiner Auflösung zu nähern, als Kaiser Joseph nach Lemberg kam, der ihn auch sogleich besuchte, und ihn kräftig vermahnte, sich vor seiner Abfahrt taufen zu lassen. Darauf gab Goldschmidt ganz ernsthaft und aufrichtig die bündigste Versicherung, daß er es thun wolle, wenn er wieder aufkäme; wenn er aber sterben sollte, wäre nichts dabey zu profitiren. Indessen wiederhohlte doch der Kaiser sehr oft den Wunsch, daß sich doch Jemand finden möchte, der ihn zur Bekehrung berede, damit seine Seele gerettet würde.

Kaiser Joseph war sehr geneigt, Vorschläge und Entwürfe zu Verbesserungen und überhaupt vielversprechende Neuerungen anzunehmen und anzuhören. Er faßte aber dergleichen Dinge meistens nur von der Seite der guten Folgen, die sie versprachen, überlegte nicht allezeit gründlich die Schwierigkeiten der Ausführung und dachte oft nicht daran, daß die Nationen, die er beherrschte, in Denkungsart, Sitten und Gebräuchen, in der Cultur und sogar nach ihrer physischen Beschaffenheit gar sehr von einander unterschieden sind. Er wollte Alles unter Generalregeln bringen, und dazu war es noch nicht Zeit. Er wollte z. B. ohne Rücksicht der großen Verschiedenheit in der Landesverfassung das nähmliche Urbarium in Galizien einführen, wie in Oesterreich, Steyermark u. s. w.,

warf damit die Grundherren aus dem Besitze ihrer angeerbten Gerechtsame und Einkünfte oder wenigstens eines Theiles der letzteren, und war genöthigt, bey den vielen Anstößen, die sich ihm in dem Laufe seiner neuen Einrichtungen täglich entgegenstellten, immer vieles zu widerrufen, und aufs neue abzuändern, wodurch die Güterbesitzer und Unterthanen ihre Einkünfte niemahl sicher berechnen konnten.

In dieser Epoche ließ sich ein Schmierer beygehen ein Buch über Galizien zu schreiben, welches er, Briefe über Galizien, betitelte. In dem 79. Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek (S. 590 u. f.) findet man eine Recension dieser Broschure, die von mir geschrieben ist, und ganz unparteiische Bemerkungen über das neue System, das damals in Galizien eingeführt werden sollte, liefert *).

Ich stand nur einige Schritte auf der Gasse in Lemberg vom Kaiser Joseph, als er mit einem polnischen Edelmann sprach, der Güter, sowohl in Galizien als in dem neu erworbenen preußischen Antheil von Pohlen besaß, und der eben im Begriffe stand, die erstern zu verkaufen und sich ganz in das Preußische zu übersiedeln. Er sprach gut Deutsch. Der Kaiser fragte ihn, warum er die preußische Regierung der österreichischen vorziehe und lieber sein Eigenthum in Galizien als jenes im Preußischen verlassen wollte? — Der Mann ließ sich drey- oder viermahl fragen, bis ihn der Kaiser aufmunterte nur frey zu

*) Herr von B. urtheilt gar zu ungerecht über Kratter, der ein Mann von Kopf, Kenntnissen und leichter kräftiger Feder war. Was mag ihn so bitter gestimmt haben?

reden. Da lauteten dann seine Worte also: „Der König in Preußen hat uns gleich nach der Uebernahme des Landes ohne viel Schreibereyen das Fell über die Ohren gezogen, und wir wissen, woran wir sind, was wir zu zahlen haben und was uns übrig bleibt. Hievon ist keine Abänderung weder zu hoffen, noch zu fürchten und wir können sicher darauf rechnen und unsere Einrichtung darnach machen. Hier in Galizien aber, wird heut etwas befohlen und in acht Tagen widerrufen. Wenn wir Arbeit und Kosten gehabt haben um eine Verordnung zu befolgen, so kommt ein Gegenbefehl und ein neues Gesetz, das oft dem ersten ganz widerspricht. Ein entschiedenes unangenehmes Schicksal ist nicht so peinlich als eine fortdauernde Ungewißheit.“ Se. Majestät geruhten nichts hierauf zu antworten.

Bei der Bereitwilligkeit des Kaisers jeden anzuhören, der ihm etwas Nutzbares zu entdecken vorgab, mußte er seine Zeit oft ganz unbedeutenden und sogar abenteuerlichen Dingen aufopfern. Ein gewisser Baron Calisius bath sich eine Audienz aus, um Sr. Majestät eine Sache von der äußersten Wichtigkeit vorzutragen, die er denn auch mit folgenden Worten anbrachte: „Die Stadt Komorn in Ungarn hat fast alle fünf Jahre das Unglück Erdbeben bey sich zu verspüren, die ihr schon oft großen Schaden zugefügt haben und sie noch immer der größten Gefahr aussetzen und den gänzlichen Untergang drohen. Nun habe ich bemerkt, daß in Egypten niemahls Erdbeben waren, noch sind. Da sich nun Egypten vor andern Ländern in nichts unterscheidet, als daß es Pyramiden hat; so müssen Pyramiden ein sicheres Mittel gegen Erdbeben seyn.“ Quod erat demonstrandum! ! !

K. J. Also wäre es gut, ein Paar, oder mehrere der Dinger aufzubauen?

C. Das ist eben mein allerunterthänigster Vorschlag und ich überreiche hiemit Ewr. Majestät einen Riß, wie sie können gebaut werden.

K. J. Haben Sie auch die Kosten berechnet?

C. Nein, aber ich glaube mit drey bis viermahl hundert tausend Gulden könnte man zwey recht artige Pyramiden aufführen; etwas kleiner freylich als die egyptischen.

K. J. Hat die Stadt Komorn so viel Geld?

C. Nein, aber sie darf hoffen, daß Ew. Majestät etwas beytragen, und der Rest wäre wohl durch eine Collecte vom Lande zusammen zu bringen.

K. J. Nun, ich habe nichts dagegen, wenn ein schicklicher Platz dazu vorhanden ist, der zu sonst nichts gebraucht werden kann und Sie wollen das Werk auf Subscription unternehmen, so bauen Sie nur frisch darauf los. Ich kann mich aber über meinen Beytrag nicht eher erklären, als bis ich wenigstens Eine Pyramide völlig ausgebaut mit eigenen Augen gesehen habe. Servus.

Alles das hab' ich mit meinen Ohren auf dem Controllorgang in Wien mit angehört.

Ein anderer Projectant vom Ingenieurcorps überreichte dem Kaiser einen Plan, wie er die Grenzen seiner Länder durchaus unterminiren könnte um sich damit gegen alle feindliche Einfälle sicher zu stellen!!!

Joseph war mißtrauisch, besonders weil er aus täglicher Erfahrung einzusehen glaubte, daß seine Mutter durch ihr Zutrauen täglich betrogen werde. Der Reichshofraths-präsident von Hagen war ein, bey aller Welt anerkannt

gewidehrlicher Mann. Der Kaiser sprach einst mit ihm über eine Sache die ihm Baron Hagen nach der Wahrheit entwickelte, wovon aber Joseph nichts eher glauben wollte, bis er die zum Beweise dienenden Papiere gesehen habe, welche auch sogleich herbeigeschafft wurden. Da sagte Joseph: „Mein lieber Baron Hagen! Ich habe zwar nicht an Ihrer Ehrlichkeit gezweifelt, aber ich bin so sehr daran gewöhnt, alles Gute zu bezweifeln, daß ich auch meinen eigenen Bruder bei ähnlicher Gelegenheit, eben so behandelt haben würde, wie Sie. Die Erfahrung hat mich mißtrauisch gemacht."

Auch hatte Joseph eine sehr geringe Meinung von der bürgerlichen Ehre, von der man aber wohl überhaupt die richtigsten Begriffe nicht auf dem Throne suchen muß. Ein gewisser Präsident wurde von einem Subalternbeamten denuncirt, und mußte, länger als ein halbes Jahr suspendirt von seinem Amte, die schärfste Untersuchung und sehr ehrenkränkende Beschuldigungen dulden. Seine Sache wurde von einer, besonders dazu niedergesetzten Commission untersucht, die den Beklagten unschuldig erklärte und dem Verläumder eine Strafe ansetzte, die ihm aber der Kaiser erließ. Als nun der gerechtfertigte Präsident auf Bestrafung des falschen Denuncianten zu seiner Genugthuung drang und den Kaiser mündlich darum bath, antwortete er: Das kann ich nicht thun, damit würde ich andere, die mir Wahrheiten entdecken können, abschrecken, und ich muß beym Antritt der Regierung alles anwenden, um die Schleichwege der Frevler zu entdecken. Oft ist auch der Angeber nicht boshaft, sondern selbst hintergangen.

Präs. Aber Ew. Maj. werden es dadurch dahin bringen, daß kein ehrlicher Mann mehr vom Anklagen sicher ist.

K. J. Der ehrliche Mann wird sich rechtfertigen und losgesprochen werden, wie Ihr eigenes Exempel bezeugt.

Präs. Es ist wahr: aber das ist doch keine Kleinigkeit, wenn ein ehrlicher Mann, so wie es mir ergangen ist, 6 Monate lang bey aller Welt in Verdacht stehen muß, ein Schelm zu seyn.

K. J. Sie sind doch nicht daran gestorben, und keiner wird daran sterben. Wer sich nichts vorzuwerfen hat, kann dazu lachen, und zufrieden seyn, daß sich seine Unschuld am Ende zeigen wird.

Präs. Ich kann schwören, daß ich bey aller meiner Unschuld und der Gerechtigkeit meiner Sache, in diesem halben Jahre Höllenangst ausgestanden habe. Nur der Gedanke, zweydeutig vor der Welt zu erscheinen, hat mir manche schlaflose Nacht verursacht.

K. J. Je nun, da müssen Sie eine verzagte Seele haben. Ich würde das ganz wohl ertragen können, und meine Gegner im Voraus auslachen, daß sie sich am Ende betrogen sehen müssen.



VIII.

Was Joseph von den Staatsbeamten, und wie er es mit ihnen hielt.

Hierüber erklärte er sich, nachdem er drey Jahre selbstständig regiert hatte, in nachstehenden Worten, die einen tiefen Blick in seine Grundsätze überhaupt gestatten.

Drei Jahre sind nun verflossen, daß ich die Staatsverwaltung habe übernehmen müssen. Ich habe durch selbe Zeit in allen Theilen der Administration, meine Grundsätze, meine Gesinnungen, und meine Absichten mit nicht geringer Mühe, Sorgfalt und Langmuth, sattsam zu erkennen gegeben: ich habe mich nicht begnügt, einmahl eine Sache nur zu befehlen. Ich habe sie ausgearbeitet und entwickelt. Ich habe die von Vorurtheilen und eingewurzelten alten Gewohnheiten entsprungenen Umstände, durch Aufklärung geschwächt und mit Beweisen bestritten. Ich habe die Liebe, die ich für das allgemeine Beste empfinde, und den Eifer für dessen Dienst jedem Staatsbeamten einzuflößen gesucht. Ich habe gezeigt, daß von sich selbst anzufangen, man keine andere Absicht in seinen Handlungen haben müsse, als den Nutzen und das Beste der größeren Zahl. Ich habe den Chefs Vertrauen geschenkt, und Gewalt eingeräumt, damit sie sowohl mit ihrem Beyspiel, als mit ihrem Ansehen auf die Gesinnungen ihrer Untergebenen in That wirken können. Die Auswahl der Personen ist ihnen ganz frey gelassen worden. Vorstellungen und bey-

gebrachte Ursachen, dann die allemahl schätzbaren Wahrheiten, habe ich von Chefs, so wie von Jedermann, immer mit Vergnügen aufgenommen. Täglich und stündlich stand ihnen meine Thüre offen, theils um ihre Vorstellungen anzuhören, theils um sie über ihre Zweifel aufzuklären. Nun erachte ich meiner Pflicht, und derjenigen Treue gemäß, so ich dem Staate in allen meinen Handlungen lebenslänglich gewidmet habe, daß ich ernstgemessen auf die Erfüllung und Ausübung aller ohne Ausnahme von mir gegebenen Befehle und Grundsätze halte, welche ich bis jetzo nicht ohne Leidwesen so sehr vernachläßigt sehe, daß zwar vieles auch befohlen und expedirt worden ist, aber auf die Befolg- und Ausübung auf keine Art gesehen wird; daraus entstehet, daß so viele wiederhohlte Befehle erfolgen müssen, und man demnach von nichts versichert ist, ja nur die meisten in so weit handwerksmäßig die Geschäfte behandeln, daß nicht mit dem Absehen das Gute zu bewirken, und die Leute von demselben zu belehren zu Werke gegangen, sondern nur das Höchstnothwendige geleistet werde, um nicht in Verantwortung zu gerathen, und die Cassation zu verdienen. Auf diese mechanisch-knechtische Art ist es unmöglich mit Nutzen die Geschäfte zu betreiben. Wer bey meiner Hofstelle, oder in meinem Lande ein Chef, Vicepräsident, Rath, Kreishauptmann, Obergespann, Vorgespann oder Vorsteher, oder von was immer für einer Gattung, geistlich, weltlich, oder Militärstande, seyn oder verbleiben will, muß

1. von nun an, alle nach Maas des ihm anvertrauten Faches der Staatsverwaltung von Mir erlassene Hauptentschliessungen und Normal-Resolutionen, neuerdings aus den Registraturen erheben, selbe sammeln, und

dergestalt fleißig lesen und durchgehen, damit er den wahren Sinn derselben und deren Absehen sich ganz eigen mache.

II. Hat die Erfahrung nur leider bewiesen, daß, anstatt das Gute in einer Resolution aufzusuchen, und den Sinn, den man nicht gleich recht begreift, zu ergründen, oder nach billigem Vertrauen auf die bekannten Gesinnungen, selben mit Eifer zu ergreifen, und sich die Befolgung angelegen zu halten, man nur den Befehl auf der unangenehmen oder verkehrten Seite betrachtet, dessen Expedirung so viel als möglich verzögert, ohne alle Erläuterung dahingibt, keinen Menschen belehrt und dergestalt nur ein unwirksames Geschrey auszubreiten trachtet, oder eine unbedeutende und zur Befolgung nicht genug klare Belehrung hinausgibt, damit aber den wahren Unterschied nicht beobachtet, daß der Landesfürst durch seine Befehle nur seine Gesinnungen und Absehen zu erkennen gibt, seine Hof- und Landesstellen aber gemacht sind, seine Willensmeinung bestimmter zu erklären, und alle Wege, welche zu deren richtiger, genauern und geschwindern Befolgung führen können, auszuwählen, und Anstände zu entfernen, auch darauf beständig zu machen, daß sie fleißig und ohne Ausnahme befolgt werden, weil nur aus dem ganzen Umfange, und aus genauer Befolgung das wahre Gute entstehen kann und zu geschehen hat. Ohne dieses Absehen und Gesinnung, wäre die Beybehaltung so vieler Hof- und anderer Stellen und übriger davon abhangender Beamten, die übelste Staatswirthschaft; da mit so viel Kosten so viele Leute gehalten würden, die mehr zur Verwirrung und zur Vereitlung der Geschäfte als zu deren Beförderung und Befolgung dienen. Wenn diese Stellen nur ma-

teriglisch verbleiben, nicht wirken, und nicht nachsehen: so könnte keine wirthschaftlichere Einrichtung seyn, als sie sämmtlich abzudanken, und dadurch Millionen zu ersparen, welche an den Contributionen nachgelassen würden, und wovon der Unterthan eine viel größere Wohlthat spürte, als ihm bey schlechter Verwaltung von so zahlreichen Beamten zugeht; und könnten die Befehle und Berichte eben so gut hieher ad Centrum von den Dominiis und Kreishauptleuten einlaufen, allhier die Generalien gedruckt, an alle hinausgeschickt, so wie alle die Particuliers betreffende Gegenstände abgethan werden, als wenn sie, so wie jetzt, durch einen langen-Umtrieb mit einer kahlen Begleitung des Kreishauptmannes, Comitats, oder der Landesstelle, oder ebenso der Hofstelle herausgegeben, und eben so die erfolgende Entschließung ohne weitere Belehrung hinaus erlassen wird: wodurch nur Zeit verloren, und viele Aufsätze machende, überlegende, eintragende, abschreibende und endlich unterschreibende besoldet werden. Wenn aber, wie ich es für die Zukunft verhoffen will, und einzuführen wissen werde, diese insgesammt vom Staat besoldete, allein nach ihrem Amt mit allen ihren Kräften auf die Befolgung aller Befehle, auf die Erklärung und Einleitung aller Aufträge, wachen, und das Gute in allen Theilen erhalten und bewerkstelligt werden wird: alsdann ist deren Zahl und Beköstigung eine natürliche Vorsorge, wovon jedes Individuum in der Monarchie seinen Nutzen und das Gute zu ziehen hat.

III. Aus diesem folgt, daß bey allen Stellen, ohne Ausnahme, jedermann einen solchen Trieb zu seinem Geschäfte haben muß, daß er nicht nach Stunden, nicht nach Tagen, nicht nach Seiten seine Arbeit berechnen, sondern

alle seine Kräfte anspannen muß, um selbe vollkommen nach der Erwartung, und nach seiner Pflicht, auszuführen und wenn er keine hat, auch derjenigen Erhohlung, die man so billig doppelt empfindet, wenn man seine Pflicht erfüllt zu haben, sich bewußt ist, genießt. Der nicht Liebe zum Dienst des Vaterlandes und seiner Mitbürger hat, der für Erhaltung des Guten nicht von einem besonderen Eifer sich entflammt fühlet; der ist für die Geschäfte nicht gemacht, und nicht werth, Ehrenstellen zu besitzen, und Besoldungen zu ziehen.

IV. Eigenutz von aller Gattung, ist das Verderben aller Geschäfte, und das unverzeihlichste Laster eines Staatsbeamten. Der Eigennutz ist nicht allein vom Geld zu verstehen, sondern auch von allen Nebenabsichten, welche das einzige wahre Beste, die aufgetragene Pflicht, die Wahrheit in Berichten, und die Genauigkeit im Befolgen verdunkeln, bemänteln, verschweigen, verzögern und entkräften machen. Jeder der sich dessen schuldig macht, ist für alle weitere Staatsdienste gefährlich und schädlich; so wie jener, der es weiß, und nicht entdeckt, mit ihm unter der Karte steckt, und ebenfalls aus dessen Eigennützigkeit seinen Nutzen ziehet, oder nur die Gelegenheit erwartet, solches gleichfalls zu thun. Ein Chef, der es von seinem Untergebenen leidet, ist meineidig, wogegen keine Erbarmniß und Nebenrücksichten Platz zu greifen haben. Ein Untergebener, der seinen Vorgesetzten nicht angibt, handelt gegen seine Pflicht, die er seinem Landesfürsten und allen seinen Mitbürgern schuldig ist.

V. Wer dem Staat dienen will, und dienet, muß sich gänzlich hintansetzen, wie schon oben gesagt worden. Aus diesem folgt, daß kein Nebending, kein persönliches

Geschäft, keine Unterhaltung, ihn vom Hauptgeschäft abhalten und entfernen muß; und also, daß auch kein Ceremoniel, kein Autoritätsstreit, Courtoisie, oder Rang, ihn im mindesten abhalten muß, zur Erreichung des Hauptzieles das Beste zu wirken. Der Eifrigste zu seyn, am mehresten Ordnung unter seinen Untergebenen zu halten, heißt der Erste und Vornehmste seyn. Ob also Insinuata, Noten und dergleichen Kanzleysprünge und Titulaturen beobachtet, ob in Stiefeln oder Schuhen, gekämmt oder ungekämmt, die Geschäfte geschehen, muß für einen vernünftigen Mann, der nur auf derselben Erfüllung sieht, ganz gleich, und alles eins seyn: er muß kein Mittel unterlassen, damit sie guten Fortgang gewinnen, er muß sie betreiben, er muß mit Schwächern und Kränklichern Nachsicht, er muß Geduld mit seinen Untergebenen tragen, ihr Vertrauen zu gewinnen wissen; und er muß nichts für eine Kleinigkeit halten, was wesentlich ist, dagegen alles Unwesentliche hintansetzen. Das wird dann ein Mann seyn, der ein echter Vorgesetzter, in seinem Theile der Verwaltung, so wie jeder Untergeordnete in seinem Fache seyn wird.

VI. So wie eines jeden Pflicht ist, verläßig zu berichten, alle Facta nach den Hauptgrundsätzen zu beurtheilen, und seine Meinung freymüthig beyzurücken; so ist es auch die Schuldigkeit eines jeden Staatsbeamten, daß er selbst auf Abstellung aller Mißbräuche, auf die wahre und beste Art zur Befolgung der Befehle, auf die Entdeckung der dagegen Handelnden, endlich auf alles, was zur Aufnahme und zum Besten seiner Mitbürger gereichen könnte, nachsinne, als zu deren Dienst wir sämmtlich bestimmt sind. Die gute Ordnung aber erheischet, daß ein Untergebener, diese seine Gedanken durch seinen Obern

einreiche. Dieser, wenn er der Mann ist, der er seyn soll, und seyn muß, wird den vielleicht in seinem Eifer Irregehenden, mit Belehrung und mit Ueberzeugung väterlich zurechtweisen. Thut er dieses, und findet, daß ein solcher ein Vertrauen verdiene: so kann ers benutzen. Jeder Chef soll aber vorzüglich dieses zu verdienen trachten, und wäre er höchst sträflich, wenn er nicht auf diese Art sich gegen seine Untergebenen benähme oder wohl gar das Gute, das sie vorschlügen, unterdrückte und aus Nebenabsichten, oder vielleicht aus Eigendünkel, ihnen nicht Gerechtigkeit über das widerfahren ließe, was sie ersonnen hätten, und anzeigten.

VII. Jedes Chefs Schuldigkeit ist, daß er alles Unnütze und Unnothwendige anzeige und zur Abstellung vorschlage; so wie ein jeder Untergebener seinem Chef vorzutragen hat, was er nur als einen Umtrieb der Geschäfte ansiehet, das zum Wesentlichen nicht führt, und zwecklose Schreiberey und Zeitverlust verursacht, damit derley Hindernisse sogleich auf die Seite geräumt, und Hände nicht unnütz beschäftigt werden, da es sonst an hinlänglicher Zeit zum Nachdenken und zu wichtigern Sachen gebrechen müßte.

VIII. Da das Gute nur eins sein kann, nähmlich jenes, so das Allgemeine, und die größte Zahl betrifft, und ebenfalls alle Provinzen der Monarchie ein Ganzes ausmachen, und also nur ein Absehen haben können: so muß nothwendig alle Eifersucht, alles Vorurtheil, so bis jetzo öfters zwischen Provinzen und Nationen, dann zwischen Departements so viele unnütze Schreibereyen verursacht hat, aufhören; und muß man sich nur einmahl recht eigen machen, daß bey dem Staatskörper, so wie bey dem menschlichen Körper, wenn nicht jeder Theil gesund

ist, alle leiden, und alle zur Heilung auch des mindesten Uebels beytragen müssen. Nation, Religion muß in allem diesen keinen Unterschied machen, und als Brüder in einer Monarchie müssen alle sich gleich verwanden, und einander nutzbar seyn.

IX. Fälschlich werden die unterschiedlichen Theile, und Branchen einer Monarchie unter einander verwickelt und mißkannt. Schon vom Landesfürsten anzufangen, dünkt sich jener der Mäßigste, welcher nicht wie viele, das Vermögen des Staats und seine Unterthanen als sein vollkommenes Eigenthum ansieht, und glaubt, daß die Vorsicht Millionen Menschen für ihn erschaffen, und sich nicht träumen läßt, daß er für den Dienst dieser Millionen, zu diesem Platz von selben bestimmt worden. Und jener unter den Ministern hält sich für den gewissenhaftesten, der nicht die Planmacherey, um sich seinem Landesfürsten beliebt zu machen, zum einzigen Augenmerk annimmt. Ersterer und die Letztern glauben sich gefällig genug, wenn sie die Staatseinkünfte als ein Interesse betrachten, das ihnen an dem Kapital des innern Staatsreichthums zusteht und auf dessen Erhaltung sie zwar wachen, zugleich aber möglichst bedacht zu sein haben, daß die Benutzung in allen Gefällen und Rubriken, um ihr Kapital nur stets auf ein höheres pro Cent zu bringen, immer wachse. So hält der Civilstand den Militärstand bloß zu Eroberungen und zur Hintanhaltung des Friedens geeignet, in Friedenszeiten aber für einen Blutegel des contribuirenden Standes, und der Soldat glaubt sich wieder berechtigt, vom Land für sich den möglichsten Nutzen zu erhalten. Der Mäutner sieht nur auf die Vermehrung des ihm anvertrauten Gefälles, und so trachtet der, dem die Leitung der

Bergwerkserzeugung übertragen worden, damit er nur sein vorhandenes Erz vermehre, selbes wohlfeil erzeuge, und seine Ausfuhr gut ausfalle. Und endlich der Richter befleißigt sich seinerseits nur, daß das Ansehen und alle Formen in Behandlung der Gerichtshändel, wohl betrachtet werden. Dieses sind die Hauptleiter, Führer eines Staates, welche sammt allen ihren Individuis nur auf sich, und nicht auf das Allgemeine sehen, ja unter ganz falschen Grundsätzen der Staatsverwaltung. Der Soldatenstand besteht aus mehreren Tausend in der Ordnung gehaltenen und zum Dienst des Staates gebildeten Leuten. Das Wenige, was sie an Gehalt empfangen, verzehren sie im Lande, und sind also Consumenten. Dasjenige, was ihnen der Staat in Natura verschafft, nähmlich Nahrung und Kleidung, wird im Lande bis auf sehr weniges, produciret, manifacturiret und fabriciret, ja die Beurlaubung gibt dem Ackerbau, den bürgerlichen Gewerben, mehrere Hände, und die Leichtigkeit zu heirathen, macht sie ebenfalls zu Procreanten. Die Finanzen betrachte ich nicht in obigem Gesichtspuncte mit dem großen Haufen; sondern ich erwäge hiebey, daß, da die Belegung und Gefällsbenützung unmittelbar vom Landesfürsten und seiner Finanzstelle abhängt, ein jedes Individuum, so entweder Besitzungen, oder einen Nahrungsverdienst im Lande hat, sein, durch seiner Aeltern Vorsicht oder durch seinen Schweiß oder Industrie erworbenes Vermögen, dergestalt und in einer Monarchie mit einem blinden Vertrauen auf den Landesfürsten, compromittirt, daß nähmlich jeder nur in so weit beleget und beitragen wird, als es die unumgängliche Nothwendigkeit des Ansehens, und der daraus entstehenden Sicherheit, die Verwaltung der Gerechtigkeit, die inner-

liche Ordnung, und die mehrere Aufnahme des ganzen Staatskörpers, von dem jeder einen Theil ausmacht, fordert; daß ferner die Monarchie in der Ausgabe nichts außer dieser Hauptabsicht verschwenden, die Abgaben auf die wohlfeilste und verläßlichste Art zu erhalten, und dem Staat in allen seinen Theilen zu bedienen trachten wird, wofür er dem Allgemeinen und jedem Individuo Rechenschaft zu geben schuldig, und seiner eigenen Vorliebe für Personen, der Freigebigkeit selbst gegen Nothleidende, wiewohl einer der vorzüglichsten Tugenden des Wohlhabenden, bey Verwaltung der allgemeinen ihm nicht gehörigen Staatseinkünfte, sich keineswegs überlassen, sondern nur mit dem ihm als Particulier eigenthümlichen Vermögen sich dergleichen Vergnügen verschaffen dürfe. Sollte er aber nach hinlänglicher Uebersehung der Monarchie in allen Theilen, etwas Ansehnliches in den Ausgaben vermindern können: so ist er schuldig, auch die Einnahme durch Nachlässe zu vermindern, weil der Bürger nicht für den Ueberfluß, sondern nur für den Bedarf des Staats beyträgt.

So muß ein Vorsteher der Mauth selbe lediglich als die Schleussen des Handels und der Landesindustrie betrachten, und sich versichert halten, daß der sich etwa bey diesem Gefäll ergebende Abgang reichlich und gewiß in einem doppelten Betrage, durch den Vortheil ersetzt werde, der durch die erweiterte innerlichen Nahrungswege und Industrie, in zertheilten Händen sich ergeben wird: und also muß er sein Hauptaugenmerk auf die Hintanhaltung des dieser Verbreitung der Nahrungswege schädlichen Schleich- und fremden Handels richten. So muß ebenfalls der Bergwerksproducent, gleich jedwedem Particulier denken, und diese Production der Erze als eine Fabrike ansehen, wo

jeder Mann, der bey selber arbeitet, oder durch seine bestehende Oberfläche und deren Erzeugniß beyträgt, seine Convenienz finden muß, ohne daß er gezwungen werde, wegen Erzeugung eines mehreren Erzes und Salzes seiner Convenienz oder dem bessern Verschleiß seiner Producte zu entsagen. So muß endlich der Richter nicht auf die Form mehr, als die Ausübung der Gerechtigkeit sehen; und da das Wort Gerechtigkeit nur in sich die größte Billigkeit fasset, so muß er auch auf die Behendigkeit und wohlfeile Bedienung des Staates darin den Bedacht nehmen.

X. In Geschäften zum Dienst des Staates kann und muß keine persönliche Zu- und Abneigung den mindesten Einfluß haben. So wenig als sich unterschiedene Charactere und Denkungsarten unter einander in dem bürgerlichen Umgange in eine freundschaftliche Verbindung nöthigen lassen, ebenso muß in Geschäften, deren gute Ausführung und Beförderung, das einzige Ziel der Dienenden, und jenen jeder der liebste und schätzbarste seyn, welcher am tauglichsten und fleißigsten ist. Dieses ist die Pflicht der Obern gegen ihre Untergebenen: jene aber, so in gleichem Range unter einander sind, müssen die nähmliche Wirksamkeit, die nähmliche Thätigkeit in Geschäften haben, und mitsammen, ohne Rücksicht auf Rang und Ceremonie, die Geschäfte behandeln, betreiben, einander besuchen, mit einander verabreden, einer den andern belehren, nicht Beschwerden gegen einander aufführen, vielmehr alles vergessen, um das Geschäft gehen zu machen. Sie müssen die wechselseitigen Unvollkommenheiten ertragen, geschwächte Gesundheit zu gute halten, Tage und Stunden verwenden, und kurz als Freunde, als Brüder,

die nur ein Ziel haben, mitsammen handeln. Dieses versteht sich vorzüglich auf die Chefs, und diese müssen also auch ihre Subalternen untereinander und mitsammen dazu anhalten.

XI. Die Eigenliebe muß keinen Diener so weit verblenden, daß er sich scheue, von einem andern etwas zu lernen, er mag nun seines Gleichen oder minder seyn. Die gute Wirkung, die ein oder andrer in Einleitung eines Geschäftes, und dessen Ausübung ersonnen hat, muß er eben so froh seyn, seinen Mitbrüdern und Collegen zu erklären, so wie diese froh seyn müssen, selbe von ihm zu überkommen, alles in dem allgemeinen Hauptziel zum Besten für den Dienst des Staates.

XII. Die Expedirung der Befehle, so in wichtigen Sachen ergehen, die Anfragen und die Berichtigungen müssen nicht nach dem materiellen Laufe für Raths- und gewöhnliche Expeditionstage verschoben bleiben, sondern derjenige Trieb, der jeden zur Erfüllung der Endzwecke beseelen muß, muß sie auch in diesen leiten, und ohne weitern Zeitverlust in Bewegung setzen.

XIII. Da alles darauf ankömmt, daß die Befehle richtig begriffen, genau vollzogen, und die zu verwendenden Individua nach ihrer Fähigkeit oder Unfähigkeit richtig beurtheilt, erkannt, und darnach angewendet werden; so ist es unumgänglich nothwendig, daß alle Jahre, oder so oft als nur eine Vermuthung ist, daß es in einer oder andern Provinz entweder unordentlich, oder langsam, oder nicht zweckmäßig zugehe, entweder der Chef selbst, oder von ihm Abzuschickende, sogleich sich zur Landesstelle, oder dem Generalcommando begebe, die Umstände in Loco untersuche, die verwendeten Subjecte prüfe, jedermann anhöre,

und darnach sogleich, nach den schon bestehenden Befehlen, das Unrecht abstelle, jeden zurecht weise, oder die sich findende erhebliche Anstände mir anzeige, zugleich aber die Beseitigung der untauglichen Subjecte veranlasse. Auf diese nämliche Art hat eine jede Landesstelle ihre untergebenen Kreishauptleute, Comitate ꝛc. zu respiciren, und alljährlich, entweder in Person des Chefs, oder durch einen abgeschickten vertrauten Mann zu untersuchen, und das Nähmliche darin zu beobachten, was die Hofstelle gegen sie thut, und besonders sie auf die ordentliche Haltung der Protocolle und Erfüllung der Vorschriften und Befehle anzuhalten. Bey diesen Untersuchungen müssen hauptsächlich die eingeführten Conduitenlisten rectificirt, und die Meinungen, die man von diesen Beamten im Publico hat, erhoben und bestimmt werden. Die Kreishauptleute, die Ober- und Vicegespäne müssen auf die nähmliche Art ihre Kreiscommissarien, ihre Stuhlrichter und diejenigen Dominien visitiren und bereisen, welche ihrer Aufsicht unterstehen, und so sollen ebenfalls bey dem Kreis über jeden Oberbeamten oder Präfecten eines Dominii die Conduitenlisten hauptsächlich in Ansehung folgender zwey Puncte geführt werden, nähmlich: ob er in Beobachtung der Befehle genau, auch sonst ein billiger Mann sei? weil jene Grundobrigkeiten, die nicht in Persona ihre Güter verwalten, und also die Befehle nicht selbst in Ausübung bringen können, und daher in ihre Oberbeamte und Präfecten compromittiren, für deren Facta sich verpflichten, und zu deren Abdankung bey vorkommenden Unordnungen von Staatswegen angehalten werden müssen.

XIV. Jeder wahre Diener des Staats und redlich Denkende muß bey allen Vorschlägen und Verbesserungen,

welche offenbar für das Allgemeine sind, in der Belegungsart, in der Besteuerung, oder an einer wirthschaftlichen Gebahrung nutzbarer, einfacher oder ordentlicher ausfallen können, nie auf sich zurücksehen, niemahl seine persönlichen Interesse, die Annehmlichkeit der Sache berechnen, und sich dagegen, wenn sie ihm lästig, und dafür wenn sie ihm nutzbar wäre, erklären, sondern er muß sich stets nach dem Grundsatze benehmen, daß er ein einzelnes Individuum sey, und das Beste des grösseren Haufens weit das Seinige, so wie eines jeden Particuliers und selbst des Landesfürsten, als einzelnen Mann betrachtet, übertreffe; er muß erwägen, daß er an dem, was für das Allgemeine dessen einzelnen Theil er ausmacht, nutzbar ist, ganz gewiß, wenn er ihm auch nicht gleich Anfangs einleuchtend wird, dennoch in der Folge einen der Vortheile selbst finden werde.

Dieses sind in der Kürze meine Gesinnungen; daß, selbe befolgen zu machen, mich Pflicht und Ueberzeugung leitet, können meine Worte, und mein Beispiel beweisen; und daß ich selbe in Ausübung setzen werde, kann man hiernach versichert seyn. Wer nun mit mir so denkt, und sich als einen wahren Diener des Staates, so lange er selbem dient, ganz mit Hintansetzung aller andern Rücksichten widmen will; für diesen werden bevorstehende meine Sätze begreiflich seyn, und ihm deren Ausübung eben so wenig als mir beschwerlich fallen. Jener aber, der nur das, meinem Dienst anklebende Utile oder Honorificum zum Augenmerk hat, die Bedienung des Staates aber, als ein Nebending betrachtet: der soll es lieber voraussagen, und ein Amt verlassen, zu dem er weder würdig noch

gemacht ist, dessen Verwaltung eine warme Seele für des Staates Beste, und eine vollkommene Entsagung seiner selbst und aller Gemächlichkeiten fordert.

Dieses ist, was ich jedermann zu erkennen zu geben finde, damit das so wichtige Werk der Staatsverwaltung zu seinem wesentlichen Endzweck von jedem dazu gebraucht werdenden geleistet werde.

IX.

Kaiser Josephs Gebethbuch.

Es kann hier natürlich nicht davon die Rede seyn, daß Joseph II. ein eigenes Gebethbuch gehabt habe, wie seine orthodoxe Mutter deren mehrere gehabt; nicht darum kann es sich handeln, daß Joseph II. um seine Seele zum Himmel zu erheben, eines Buches bedurft hätte, voll von Wünschen, Betrachtungen und Bitten. Da nun gleichwohl ein gedrucktes Werkchen existirt, welches den Titel „Kaiser Josephs Gebethbuch" führt, so ergibt sich von selbst, daß die Absicht des Verfassers keine andere gewesen sey, als einen Spiegel von Josephs schöner und reiner Seele, von seinem edlen menschenfreundlichen Herzen, von seinem erhabenen, selbstschöpferischen Geiste aufzustellen, dergestalt, daß der Leser sich werde gestehen müssen: „Ja, so war Josephs, so war seine durch lebendiges Wirken ausgesprochene Andacht." Deßhalb sagt der Verfasser der kleinen Schrift als Vorwort: „Aus der Handlungen der Menschen lassen sich auch ihre Gedanken errathen; wer nun mit philosophischem Auge Josephs Thaten durchforscht, wird sich leicht mit seinem Geiste bekannt machen können; mehr gehört aber nicht dazu, um zu wissen, wie dieser erhabene Fürst in den Stunden stil-

ler Betrachtung und frommer Andacht zu seinem Schöpfer bethe. Ist dieß also gleich nicht Josephs wirkliches Gebethbuch, so ist es doch ein getreuer Abdruck seiner Herzenserhebung und Andacht zu Gott — und folglich konnte man dieses Werklein ohne Vermessenheit und Lüge, Josephs Gebethbuch nennen."

Das hier erwähnte Werkchen hat, ohne 6 Seiten Titelblatt, Vorrede und Inhaltsanzeige zu rechnen, 52 Seiten in klein Octav; ist zu Wien bey Joseph Hraschanzky (im Melkerhofe) 1787 gedruckt, und sehr selten und gesucht. Wir setzen jetzt zuerst das Inhaltsverzeichniß her, und theilen dann einige derjenigen Gebethe mit, die uns am Bezeichnendsten dünken. — Inhalt: Morgengebeth; Abendgedanken. — Gedanken vor der Beicht. — Gedanken bey Aufhebung der Mönche. — Gedanken vor Einführung der Toleranz. — Gedanken vor Bestrafung eines Missethäters. — Gedanken bey Durchlesung einer Schmähschrift. — Gedanken vor Einführung des neuen Gesetzbuches. — Gedanken bey einem bevorstehenden Kriege. — Gedanken beym Besuche des heiligen Vaters. — Gebeth für den Kronprinzen. — Von den einzelnen Gebethen, oder wie der Verfasser des Werkchens sich ausdrückt: „Gedanken" heben wir nachstehende aus:

Gedanken bey Aufhebung der Mönche.

Ich thue nun einen Schritt, der mir Feinde in Menge zuziehen, und selbst von vielen, sonst guten Unterthanen, nicht ungetadelt bleiben dürfte.

Allein ich vertraue auf dich, ewiges allerweisestes Wesen — du siehst mein Herz, weißt, daß ich nur das

Wohl der Menschheit, nur das Glück meiner Länder zum Endzweck habe.

Jesus, den du zur Welt sandtest, lehrte thätige Bruderliebe, und machte dieß zum Ziel menschlicher Glückseligkeit.

Meine Mönche sind gänzlich von dieser Lehre abgewichen. Sie leben im Müssiggange und lieben nur sich selbst.

Sie verführen mein Volk — ziehen es von der Anbethung deiner Allmacht zum Aberglauben hin, und lehren es Bruderhaß.

Ihre Anzahl ist dem Staate zur drückenden Last geworden. Sie verzehren sein bestes Mark, schaden der Bevölkerung, und ersticken durch ihr Beyspiel die Industrie.

Sie sammeln Schätze, die sie dem allgemeinen Kreislauf entziehen, hindern jede Art von Aufklärung, und sind unnütze Glieder des Staats.

Ich glaube also die Macht, die mir nach deinem ewig weisen Plan in die Hände gegeben wurde, nicht zu mißbrauchen, wenn ich diese Mönchsorden einen nach dem andern aufhebe.

Damit ich aber des Guten nicht halb thue, werde ich Sorge tragen, daß sie, so viel möglich, reinere Grundsätze annehmen, und würdige Nachfolger unsers göttlichen Lehrers werden.

Stärke mich also, ewiges allmächtiges Wesen, gegen alle Einwendungen und Drohungen des päpstlichen Hofes, gegen alle Gegenvorstellungen parteyischer Minister und Räthe, gegen die Vorspieglungen mancher Bischöfe, gegen das Murren meines Volkes, auf daß ich dieses, zum

Wohl meiner Länder und der reinen Lehre Christi unternommene Werk glücklich und standhaft vollende. Amen.

Gedanken vor Einführung der Toleranz.

Ewiges, unbegreifliches Wesen! du bist ganz Duldung und Liebe. —

Deine Sonne scheint dem Christen, wie dem Gotteslänugner, dein Regen befruchtet die Felder des Irrenden, wie jene des Rechtgläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in den Herzen der Heiden und Ketzer.

Du lehrst mich also, ewiges Wesen, Duldung und Liebe, lehrest mich, daß Verschiedenheit der Meinungen dich nicht abhalten, ein wohlthätiger Vater aller Menschen zu sein.

Und ich, dein Geschöpf, soll weniger duldend sein? soll nicht zugeben, daß jeder meiner Unterthanen dich nach seiner Art anbethe? soll die verfolgen, die anders denken als ich, und Irrende durch das Schwert bekehren?

Nein! allmächtiges, mit deiner Liebe allumfassendes Wesen, dieß sey weit von mir! Ich will dir gleichen, so weit ein Geschöpf dir gleichen kann, will duldend seyn, wie du. Von nun an sey aller Gewissenszwang in meinen Staaten aufgehoben. Wo ist eine Religion, die nicht die Tugend lieben, nicht das Laster verabscheuen lehrte? Jede sey also von mir tolerirt, Jeder bethe dich, ewiges Wesen nach der Art an, die ihm die beste dünkt.

Verdienen Irrthümer des Verstandes wohl die Verbannung aus der Gesellschaft, und ist Strenge wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu bekehren!

Zerrissen, seyen also von nun an die schändlichen Ketten der Intoleranz! Dafür vereinige das süße Band der Duldung und Bruderliebe meine Unterthanen auf immer!

Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viel werde zu überwinden haben, und daß die Meisten von denjenigen kommen werden, die sich deine Priester nennen.

Verlaß mich also nicht mit deiner Macht! stärke mich mit deiner Liebe, ewiges, unerklärbares Wesen, auf daß ich alle diese Hindernisse glücklich übersteige, und das Gesetz unsers göttlichen Lehrers, welches kein anderes als Duldung und Liebe ist, durch mich erfüllet werde. Amen.

Gedanken bey Durchlesung einer Schmähschrift.

Kannst du es, ewiges unerforschbares Wesen, bey all deiner Weisheit, nicht immer nach Menschensinn machen; stehen gegen dich und deine ewig weisen Naturgesetze Lästerer auf; wie soll ich, der ich nur Menschenwerke verrichte, tadellos bleiben? Gern und geduldig will ich also allen Tadel, alle Lästerung, alle Schmähschriften wider mich und meine Befehle ertragen.

Wo ihr Tadel gegründet ist, will ich es meinen Feinden sogar danken, daß sie mich auf diesem Wege die Wahrheit finden ließen. Sie sind in diesem Falle keine Feinde mehr, sondern ohne es zu wollen, meine Freunde geworden.

Doch selbst da, wo bloß Schmähsucht ihre Feder regieret, wo sie mich nur einseitig beurtheilen und Verordnungen angreifen, die ich nach innigster Ueberzeugung

nur zum Wohl meiner Staaten ergehen ließ, auch da will ich ihnen verzeihen, und für sie, wie einst der göttliche Lehrer deiner Liebe zu dir beten: Vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun. Amen.

Gedanken beym Besuche des heil. Vaters.

Der Papst will mich besuchen, und ich will ihn freudig in meinen Mauern aufnehmen.

Er nennt sich ja, ewiges, unerkanntes Wesen, deinen Statthalter, und ist er dieser, so kann die Absicht seiner Reise nicht anders als löblich und menschenbeglückend seyn.

Gern will ich ihm also mein Ohr leihen, und ihm in allem seinen Willen thun. Er soll mit mir unter einem Dache wohnen, mit mir an einer Tafel speisen, alle Achtung, alle Rechte der Gastfreundschaft genießen. —

Doch, wenn er Dinge von mir verlangte, die mit dem Wohl meiner Länder, mit den Rechten meiner Krone unverträglich wären; wenn er, gleich manchem seiner Vorfahren gewisse angemaßte Vorrechte geltend machen, oder mich auch im Vorschritte meines großen Planes hindern wollte, dann vergieb es mir ewiges, höchst gerechtes Wesen, wenn ich ihn nicht weiter für deinen Statthalter erkenne, sondern ihm standhaft alles abschlage, was meiner Ehre oder meinen Rechten nachtheilig seyn könnte.

Zwar strömt Beredsamkeit von seinen Lippen, und ehrwürdiges graues Haar deckt sein Haupt. Aber wie oft hat nicht Beredsamkeit und Ansehen die Fürsten blind gegen ihre eigenen Vortheile gemacht?

Allein mich stärkt Ueberzeugung meiner guten Sache, und lebhaftes Gefühl meiner Rechte.

Ich will also seiner süßen Beredsamkeit trockne Gründe und seinem Zudringen unerschütterlichen Muth entgegensetzen.

Erleuchte dann aber auch, allmächtiges Wesen, seinen Geist, auf daß er sich von der Güte meiner Reformen, und der Gründlichkeit meiner Rechte überzeuge, und (er mag in was immer für einer Absicht zu mir gereiset seyn) als mein Freund zurückkehre. Amen.

Gebeth für den Kronprinzen.

Wie innigst danke ich es dir, ewiges, gütiges Wesen, daß du mir einen Neffen gabst, der so viel für die Zukunft verspricht.

Ich habe tief in seine Seele geblickt — Sein Herz denkt groß und edel, und schlägt für Menschenglück.

Du hast, ewiges Wesen, des Keimes zum Guten so viel in seine Seele gelegt — laß ihn doch zu großen Tugenden aufsprossen, und einst zum Beglücker seines Volkes werden!

Verschließ sein Herz dem süßen Gelispel der Schmeichler, und gib ihm, wenn ich nicht mehr sein werde, Räthe zur Seite, die es redlich mit dem Vaterlande meinen!

Segne einst das Band seiner Ehe, das nicht Eigennutz und Politik, sondern Uebereinstimmung und Liebe knüpfen wird!

Laß ihn sein Volk in Frieden beherrschen, und den zweydeutigen Durst nach Heldenruhm nie sein Herz verführen! Wird er aber zum Kriege gereizt, so segne seine Waffen!

Habe ich endlich je der Thaten einige gethan, die Lohn von dir verdienen, so laß sein Volk einst von mir sagen:

Joseph erzog uns einen Nachfolger, der unser Glück macht. Amen!

Ja „Amen" läßt der Verfasser der „Gedanken" den edlen, reinen Joseph ausrufen: „Amen!"

X.

Joseph II. und Professor Feßler in Lemberg.

Als der Kaiser auf seiner Reise nach Rußland im Jahre 1787 nach Lemberg kam, sprach er Feßlern mehrere Mahle. Feßler erzählte über Josephs Aufenthalt daselbst manches Wichtige und Pikante; und es muß uns wirklich wundern, daß es von den Anecdotensammlern nicht benützt worden ist. Wir geben hier einen Auszug. Feßler berichtet:

An der Pforte des Seminariums für den griechischen Ritus empfingen ihn der Rector, den er weder eines Anblickes, noch einer Anrede würdigte, und die Professoren der theologischen Facultät, unter welchen ich ihm in netter Abbé-Kleidung am meisten mochte aufgefallen seyn. Auf die von ihm verlangte Angabe meines Nahmens und ehemahligen Standes, erwiederte er freundlich lächelnd: „Jetzt ziemlich lustig,“ und unterhielt sich forthin nur mit mir. Im Hofe standen die Seminaristen, über zweyhundert, nach ihren Classen, in zwei Reihen aufgestellt. Er ging die Reihen hinunter und herauf, besah jeden und fragte mehrere, die ihm entweder der ausdrucksvollen Physiognomie, des guten Wuchses, oder des Alters wegen auffielen, um ihre Nahmen. Hierauf befahl er ihnen sich nach ihren Landsmannschaften zu stellen, und rühmte die Schnelligkeit, mit welcher die Gallizier, Ungarn, Slavonier und Croaten abgesondert sich stellten. Alle Museen, Dormitoren und Zimmer durchgehend, trat er auch in das

meinige. Unter flüchtigem Anblicke meiner Bücherschränke fielen ihm des Helvetius Schriften in das Gesicht. „Dieß Buch" sprach er, „wird von Rom aus, selbst Bischöfen verboten: wer hat es Ihnen erlaubt?" meine Antwort: „Ew. Majestät und mein Gewissen," nahm er mit Wohlgefallen auf. Er liebte fertige, kurze und freymüthige Antworten, wer damit zauderte, oder ihm nicht unwandelbar in die Augen sah, hatte schon dadurch viel bey ihm verloren. Sein Blick hingegen fixirte stark, und sein Uebergang von der anziehendsten Popularität zur höchsten Majestät war meisterhaft und eindringend. In dem Speisesaal kostete er das Brot und war damit zufrieden. Im Correctionszimmer erzählte er mir, daß bey der Untersuchung der Klostergefängnisse in den Nonnenklöstern Spuren weit größerer Grausamkeiten, als in den Mönchsklöstern entdeckt worden seyen. Manches hatte er italienisch, seine Lieblingssprache, vieles lateinisch, fertig und richtig, das meiste deutsch, ganz im wienerischen Dialecte gesprochen.

Allen Menschen zugänglich, unterhielt er sich doch mit denen, die nichts von ihm verlangten am liebsten und längsten; sie zutraulich und aufrichtig zu machen, hatte er ganz in seiner Gewalt. Das erfuhr ich am 15. In einen blauen soliden Leibrock gekleidet, verfügte ich mich nach geschlossenen Vorlesungen in Preschels Haus, wo er vier Zimmer, das hinterste seine Kanzlei, bewohnte. Meine hebräische Anthologie hatte ich in der Tasche. Bücher ihm zu präsentiren, war gewagt; es war bekannt, daß er einige Professoren in Pavia damit etwas unsanft zurückgewiesen, und einen ruhmwürdigen Numismatiker, der ihm sein Werk mit Münzabbildungen überreichen wollte, mit

den Worten: „er hätte seine Zeit besser anwenden können,“ gekränkt hatte.

Der wachhabende Offizier hieß mich sogleich in das dritte Zimmer hineintreten, und daselbst warten, bis der Kaiser aus der Kanzlei heraus käme. In keinem dieser Zimmer war Wache: so sicher war er im Gefühle seiner Erhabenheit. Er kam, und seine Anrede war: „So gefallen Sie mir besser: forma virum neglecta decet;“ und das sah ich an ihm selbst, denn seine Stifletten waren nicht gereinigt, und in seinen Strümpfen bemerkte ich Löcher. — „Nicht wahr“, — fuhr er fort, — „wir sind dem Cardinal Migazzi recht durch den Sinn gefahren?“

„Das gnädige Werk Ew. Maj.; ich nur der gefügige Stoff; mich armes Mönchlein würde seine Macht vernichtet haben.“

„Ich habe ihm Waitzen, sein zweytes Bisthum genommen. Wie kein Mann zwey Frauen, eben so wenig darf ein Bischof zwey Kirchen haben ꝛc. Der Mann, der sonst so aufgeklärt gedacht hat, ist jetzt allen meinen redlichen Absichten zuwider.“

„Er ist Priester und Kirchenfürst.“

„Desto schlimmer!“

„Doch ganz natürlich!“

„Wie so natürlich?“

„Den ihm gebührenden ersten Platz in der Classe der Aufgeklärten hat er verpaßt, in dem Wahne Ew. Maj. würden ihn rufen. Dieß geschah nicht; sein Hoherpriesterstolz fühlte sich dadurch gekränkt; es war natürlich, daß er sich in die Arme der Gegenpartei warf, die ihm den ersten Platz mit Freuden einräumte.“

„Sie mögen wohl recht haben. — Was sind sie hier?“

„Ew. Maj. treuer Diener, als Schriftgelehrter und Pharisäer verfolgt, und ohne zu verfolgen in Geduld harrend, bis Ew. Majestät geruhen, mich im Rahmen Jesu zum Nachfolger der Apostel zu berufen."

„Das kann mit der Zeit geschehen; fahren Sie nur so fort. Gehen Sie hier in den Chor?"

„Als Ew. Majestät Beamter bin ich aller klösterlichen Verrichtungen und Obliegenheiten entbunden."

„Sie fasten also auch nicht?"

„Nur, wenn dem Seminariums-Koch etwas Menschliches begegnet."

„Dann sind Sie Capuziner wie ich."

„Bis auf das Gelübde der Armuth, dieß halte ich strenger als Ew. Majestät."

Er faßte anstatt seinen, meinen Rockknopf und sprach: „Nicht einmahl dieser Knopf ist mein."

„Auch nicht der meinige, denn ich bin ihn noch schuldig." Daß dieß etwas naseweis war, bemerkte ich an seinem ernsthaften, majestätischen Blick, mit dem er weiter sprach:

„Schreiben Sie hier nichts?"

„Ich habe geschrieben" (und hiermit zog ich meine Anthologie hervor, und überreichte sie ihm.) —

„Ich habe Sie zum Censor aller Bücher der Juden im Lande ernannt; nimmt dieses Volk auch in der Cultur einigermassen zu?"

„Vielleicht könnte ich etwas dazu beytragen, wenn Ew. Majestät meine Censur-Befugnisse zu erweitern geruhten."

„Wie so?"

„Sie drucken unter ihrer Thora einen chaldäischen Commentar Raschi genannt, welchen der gemeine Jude

nicht versteht, der Rabbiner zur Hineintragung mancherley Irrthümer und Aberglauben mißbraucht. Wie, wenn ich ihnen diesen Raschi streichen, und sie anhalten dürfte, anstatt desselben Moses Mendelssohns Uebersetzung beyzudrucken?"

„Das geht nicht an. Mendelssohn war ein Naturalist, und ich will nicht, daß meine Juden Naturalisten werden."

Ich wollte weggehen; er hieß mich bleiben bis zu seiner Wiederkehr. Nach einer Viertelstunde stand er wieder vor mir, mit der Frage: „Was ist das für eine Aufführung von Ihrem zum Bischof von mir ernannten Rector?"

„Ich weiß nichts, stehe auch mit ihm in keiner nähern Verbindung."

„Er ist sehr gravirt und was das schlimmste ist, in puncto sexti."

„Ich habe die Anklage nicht gesehen, weiß daher auch nicht, was der sechste Punct ist.

„Ich meine in puncto sexti praecepti."

„Ew. Majestät wir sind alle gebrechliche Menschen."

„Aber der Priester sollte doch wissen, und sich darnach richten, was der heil. Augustinus sagt: si non caste, saltem caute. — Ich muß seine Ernennung zum Bischofe widerrufen, und Rector kann er auch nicht mehr bleiben, propter Scandalum. — Wo nehmen wir aber einen andern Rector her?"

„Der ist nicht schwer zu finden, wenn Ew. Majestät geruhen wollen, gnädig und gerecht zu seyn. Der gegenwärtige Rector hat den Vorigen durch mancherley Künste verdrängt. Nach Entlassung des Dominicaners Dechanies hatte er sich zum Concurs für den Lehrstuhl der Dogma-

tik gestellt: Die Facultät gab rühmliches Zeugniß für ihn, und Ew. Majestät genehmigten das Votum der Facultät, doch nach meiner Kenntniß von ihm besitzt er mehr Talent zum Regieren, als zum Lehren."

„Hat er Haare auf den Zähnen?"

„Er hat Ruhe und Sanftmuth, kalten Ernst, Besonnenheit und Selbstbeherrschung. Die häusliche Zucht war nie besser als unter seinem Rectorat."

„Wie heißt er?"

„Antonius Angelovicz, Weltpriester und Professor ordinar. der dogmatischen Theologie."

Er zog seine Schreibtafel heraus, und schrieb den Namen auf, worauf er sprach: „Und nun, wo soll sogleich ein andrer Professor herkommen? — Doch leichter als ich einen tüchtigen Rector, werdet ihr einen Professor finden, für eine Wissenschaft, welche mit dem Glauben anfangen und endigen muß." — Hiermit nahm er mein Buch zu sich, und entließ mich mit einer Kopfverneigung. Am 17. May des Nachmittags, es war Christi Himmelfahrtsfest, kam er zum zweyten Male um die theologischen Hörsäle zu besehen. Dabei fragte er mich um die besten meiner Zuhörer.

Als der Kaiser in den Wagen stieg, sah er eine Menge Equipagen vorbeifahren. Auf seine Frage, wo diese Leute hineilen, antwortete ich, nach Zboisk, einem allgemeinen Erhohlungsort der Beamten und Kaufleute, eine Viertelstunde von der Stadt. Er befahl nach Zboisk.

Bey seiner Ankunft daselbst wollte der jovialische Wirth Vogetzer in Ohnmacht fallen, seine dicke runde Frau schrie mit ausgestreckten Armen aus vollem Halse: „Jesus Maria Joseph! der Kaiser, um Gottes Willen,

der Kaiser!" Die Gäste und die Kegelaufsteller liefen auseinander, Geld, Mäntel und Kleider im Stiche lassend. Helllaut lachend befahl der Kaiser seinen Rückzug, und plötzlich stand alles wieder auf seinem Platze in Ordnung. Er geboth allen, das Spiel fortzusetzen, und als die Gubernialsecretärinn Albrecht eine schlechte Kugel warf, sprach er: mit Erlaubniß meine Herren, für die Frau; nahm die Kugel, zeigte ihr, wo sie aufwerfen müsse, und schob sieben Kegel mit dem König. Wie ein Blitz war der Wirth Vogetzer auf dem Platze, nahm Kugel und König weg und lief fort, mit jubelndem Geschrey: „Diese Kugel soll niemand mehr in die Hand kriegen, diesen König niemand mehr niederwerfen! in Silber gefaßt sollen sie auf meine Kinder und Kindeskinder kommen, zum Denkzeichen an unsern großen Kaiser!" — Freylich ist der Kaiser groß; der in dem lebendigen Gefühl innerer Majestät ohne sich herabzuwürdigen, Gott nachahmend auch im Kleinsten seine Größe zu zeigen weiß.

Am 18. May reiste Joseph mit einem Gefolge von 27 Personen in sieben Wagen von Lemberg ab.



XI.

Rhapsodien über Kaiser Joseph

von Friedr. Carl von Moser (Reichshofrath, berühmter Publicist, † 1798) handschriftlich an einen Freund, der dann (1816) Einiges davon veröffentlichte.

1.

Seine Erziehung und sein Unterricht war ganz von Jesuiten entworfen und geleitet. Sprachen, Mathematik, Physik, und überhaupt Memoirenwerk, waren die Hauptsache. Sein erster Ajo oder Oberhofmeister war der Graf, nachher Fürst Batthyanyi um den Ungarn zu schmeicheln. Ich stand dabey, als der Kaiser einst, noch bey Batthyanis Leben, sagte: Ich habe von meinem Oberhofmeister nichts gelernt, als zu sagen: Leck mich im A***. Wenn die Lehrstunden kamen; so ward unter zehn Stunden fünfmal gesagt: Der Herr kann nur wieder gehen! Wollen Ihr Hoheit nicht ins Ballhaus? Wollen Sie nicht spazieren reiten? Es sollte so ein königlicher Bär mit dem Ring in der Nase aus ihm gezogen werden. Sein Geist keimte aber früh in ihm hervor. Ich weiß aus dem Mund des nun verstorbenen Herrn von Martini, der ihm die Geschichte lehren mußte, daß Joseph ihn oft gebeten, ihm heimlich Bücher mitzubringen, aus denen er was ler=

nen könnte: wie er dann auch in zunehmenden Jahren ganze halbe Tage in der kaiserlichen Bibliothek zugebracht, und noch als Kaiser, äußerst les- und wißbegierig war. Das meiste Verdienst um ihn hat der Baron Beck, der als gewesener Corrector von Frankfurt nach Wien kam, allda aus Armuth katholisch, Professor und zuletzt Reichsreferendarius wurde. Dieser mußte den Kaiser als Kronprinzen das Staatsrecht lehren; und dieser wars, der ihm zuerst die Gräuel und Tiefen der römischen Hierarchie, und wie die Päpste mit den Kaisern hausten, kenntlich machte, und den ersten Grund legte zu der nachherigen Explosion.

2.

Seinen Starrkopf erbte er von seiner Mutter. Schon als Knabe von vier Jahren hatte er einen so eisernen Eigensinn, daß er sich einst vornahm, nichts zu essen, als was ihm beliebte. Zu allem, was Ihm sein Ajo präsentirte, sagte er: „I mog net.“ Er trieb dieß Spiel acht Tage lang. Die Kaiserinn Königinn kam darüber selbst in Angst. Ein alter Offizier, der den kleinen Starrkopf besser als die Mutter kannte, und der ein Bauchredner war, erboth sich ihn zu kuriren, ließ sich, mit Vorwissen der Aja, unter den langen Teppich der Tafel verstecken und als der Knabe wieder sagte: „I mog net,“ brüllte er fürchterlich unter dem Teppich: „Willst du essen?“ Das Kind durch die Aja bestärkt, meinte, die Stimme käme vom Himmel, und sagte von Stund an nicht mehr: „I mog net.“

3.

Als es hieß, daß ein Paar Reichshofräthe wären abgesetzt worden, schrieb Moser 1790: Es ist kein Reichshofrath abgesetzt worden. Der Schelm, dem der Kaiser auf der Spur war, lebt noch. Der Kaiser konnte mit den Beweisen gegen ihn nicht aufkommen, und wollte doch nicht via facti zufahren, ungeachtet ganz Wien und Deutschland den Mäkler kannten. Graf Grävenitz und Baron Ditmar, die er erst vor wenigen Jahren cassirte, sind nicht wegen Justiz-Verfälschung, sondern wegen Schuldenmachen und unedler Handlungen entlassen worden. Der Kaiser sprach mehr denn einmahl mit mir über jenen Schurken und sagte dann: „Es wird mir mit ihm gehen, wie meinem Herrn Vater mit dem Bockel; so lang er lebte, wollte keiner das Maul aufthun; und kaum war er todt, so haben sie ihm alle aufs Grab gemacht." Dagegen hatte er aber auch eine so souveräne Verachtung gegen den Reichshofrath gefaßt, daß er sich nicht nur mit seinen Kammerdienern glühend lustig über manche Mitglieder machte, sondern, ungeachtet er alle andern Collegien, ja Gefängnisse und Lazarethe besuchte, er in seinem ganzen Leben nicht dahin zu bringen war, nur einmal in den Reichshofrath zu kommen.

4.

Ganz zuverläßig wahr ist es, daß die Concepte der ersten, nach Marien Theresiens Tode publicirten Toleranz-Patente schon drey Jahre lang in ihrem Schreibcabinet gelegen hatten. Sie wollte aber in Ruhe sterben. Der Joseph, sagte sie, mags ausführen. Der Kaiser gab sie in der ersten ungeduldigen Wärme zur Bekanntmachung

hinaus, und die Oesterreicher hätten die Bosheit, sie wie sie waren, ohne Eingang und Schluß, ohne Kopf und ohne Schweif bekannt zu machen. Drum sehen sie auch so verhunzt aus.

5.

Personen, die es wissen können, haben mich in Wien versichert, Papst Pius VI. habe den Kaiser mit Thränen gebethen, die völlige Ausführung seiner kirchlichen Plane doch bis zu seinem, des Papstes Ableben zu verspären, der Kaiser habe es ihm auch versprochen. Die Plane gingen viel, viel weiter. Wie römische List und Verkettung mit und durch Rußland, großen Theils auch die Erinnerung einer gewissen höchst interessanten Rede Friedrichs des Großen an Kaiser Joseph, den Sachen eine ganz andere Wendung gegeben, wäre zu weitläufig zu erzählen. Wäre es in dem Ideengang des Kaisers gelegen, langsam zu handeln; hätte er nicht immer gesagt: Ich habe schon zwanzig Jahre warten müssen u. s. w., welche Katastrophen wären erfolgt! Man sah aber zu bald, daß die Toleranz nur auf der Mauth wohne, und da der Kaiser die Bischöfe zu Passau, Brixen u. s. w. selbst nöthigte, den König in Preußen um Schutz und Fürsprache anzuflehen, so wurden die Blinden bald wieder sehend und die holländischen, frankfurtischen, cölnischen rc. Banquiers trauten vom Anfang an, dem Handel nicht.

6.

Aus einem Brief vom 21. October 1787: Dem Kaiser wird ein Türkenkrieg willkommen seyn, und in Hoffnung schläft er gewiß schon in Belgrad. Der Großvezier

hatte aber auch nicht Unrecht, wenn er dem österreichischen Gesandten vorhielt, daß unter allen christlichen Potentaten die Türken die einzigen waren, die das Haus Oesterreich in seiner größten Noth im Jahre 1740 nicht mit unterdrücken halfen. Wenn Joseph die Stimme eines seiner größten Generale hören wollte — er wird sie aber nicht hören — so würde er sich vor einem Türkenkrieg hüthen, wie vor der Hölle, und, wenn Er's seiner Freundin Katharina machte, wie sie Ihm, da Sie die Krimm wegschnappte, und Ihn zusehen ließ; so würde nur eine alte Fabel wieder gespielt.

Aus einem Brief vom 5. April 1785: Wenn bey dem jetzigen Türkenkrieg die ehemahligen Kirchengebethe wieder eingeführt werden; so dürfte im Herzen mehr für die Türken, als für Joseph II. gebethet werden. Es ist ein ungerechter Krieg, und ein Monument von Undank, das keine Zeit noch Geschichte vertilgen wird. Noch ist gar nicht angefangen, und wie viele Tausende sind schon gemetzelt! Wie viele wird Klima, schlechtes Wasser, Seuchen und der türkische Säbel wegraffen? Wie früh wird der Kaiser Ursache finden, sichs gereuen zu lassen, und wie bald wird er Graecam fidem seiner Bundesgenossen näher kennen lernen! Wie unsterblich wäre sein Ruhm und Nahme geworden, wenn er den zehnten Theil dieser Kosten zum Flor und Besten seiner alten Erblande verwendet hätte! Ich kann nicht aufhören zu jammern, so oft ich nur daran denke, und beklage den Irrgang eines sonst mit großen Parthien und Gaben versehenen Monarchen. Doch danke ich Gott dafür, weder im Civili noch im Militari sein Diener zu seyn.

XII.

Trattners Project des Büchernachdruckes en gros; seine Umfrage; Antwort auf selbe.

An Gelehrte und Schriftsteller in Wien sendete der Buchdrucker und Buchhändler von Trattnern ein Circular mit dem Verzeichniß der zum Nachdruck projectirten Werke, betitelt: „Gehorsamste Nota" aus folgenden Zeilen bestehend:

Unterzeichneter Verleger bittet über den anliegenden Entwurf um Dero erleuchtet und patriotische Meinung, sammt Anmerkung jener Bücher, welche zu weiterer Aufklärung in jedem Fache der Wissenschaften zum Gegenstand erforderlich oder zu wünschen wären.

Wien den 3. Dezember 1784.

Gehorsamer Diener.
Edler von Trattnern.

Unter den Antworten befanden sich folgende:

P. P.

Obschon der Nachdruck auswärtiger Bücher in den K. K. Staaten geduldet ist; so bin ich dennoch überzeugt, daß es eine unleugbare und dem Fortgange der Wissenschaften höchst nachtheilige Ungerechtigkeit ist, einem Gelehrten oder auch nur einem Verleger sein rechtmäßig an sich gebrachtes Eigenthum durch Nachdruck zu rauben. Ich

11 *

würde diese meine Grundsätze verläugnen, und mich als einen Handlanger bey einem öffentlichen Raube ansehen müssen, wenn ich dieß Unternehmen unterstützen, und die Gelehrten anzeigen sollte, die nach dem mir eingeschickten Plane geplündert und um ihr Eigenthum gebracht werden sollen.

Wenn Ew. Hochedelgeboren die Sache genauer überlegen wollen, so werden Sie gewiß in meine Grundsätze einstimmen, und Ihre Rechtschaffenheit wird sich gegen den Elenden empören, der den Plan zu dieser unser Vaterland entehrenden Räuberey entworfen hat.

In dieser Ueberzeugung bin ich

Euer Hochedelgeboren

Wien den 4. Dec. 1784.

gehorsamster
J. E. v. Born.

Ich schmeichle mir durch keine meiner Handlungen verdient zu haben, daß Euer Hochedelgeboren an mir einen Mann zu treffen hofften, der in seinen Grundsätzen mit sich selbst unübereinstimmig seyn würde. Als Euer Hochedelgeboren diesen skizzirten Plan Sr. Majestät überreichten, habe ich meine Meinung darüber mit derjenigen Freymüthigkeit eröffnet, die ich an dem Mann in Geschäften für Pflicht halte, und die von guten Regenten immer mit größerem Wohlwollen aufgenommen wird, als die vorsichtig zweisinnigen Unmaßgeblichkeiten, die für jeden Erfolg auf beide Seiten genommen werden können.

Als Lehrer, oder wenn Sie wollen, als Schriftsteller an meinem Pulte denke ich wie der Rath am Rathstische. Wenn Nachdruck ein Beweis patriotischer Gesin-

nung ist, so muß es Straßenraub, durch den fremde Waare, statt sie zu bezahlen, mit Gewalt genommen wird, nicht weniger seyn. Beydes erspart dem Staate den Ausfluß der Baarschaft und aller Unterschied liegt in der Förmlichkeit des Benehmens.

Wien den 5. December 1784.

J. v. Sonnenfels.

Der beyliegende Entwurf scheint doch am Ende zum Nachtheile der Schriftsteller ausfallen zu müssen. Der Unterzeichnete bittet also um Vergebung, wenn er wider eine Gattung von Menschen nicht sprechen kann, zu welcher er selbst gehört, erbietet sich aber sonst zu allen gefälligen Diensten.

Denis.

Ich werde es mit meinen Grundsätzen von Recht und Billigkeit nie vereinigen können, Theil an einer Sache zu nehmen, die ich für eine Beeinträchtigung fremden Eigenthumes halte, so wie ich das Unternehmen, die Ausländer um ihr Eigenthum zu bringen, für die Ehre unseres Vaterlandes schlechterdings nicht patriotisch finden kann. Euer Wohlgeborn werden daher von selbst einsehen, daß ich in diesem und allen dergleichen Fällen nicht seyn kann.

Dero dienstwilliger Diener
Blumauer.

Euer Wohlgeb. verlangen von mir eine patriotische Meinung über den mir zugeschickten Entwurf, sammt Anmerkungen über jene Bücher, welche zur Aufklärung in

jedem Fache der Wissenschaften zu wünschen wären. Ich will Ihnen in beyden Stücken ohne Umstände willfahren. Wenn es hier bloß auf die Frage ankäme, durch welche Werke die Aufklärung befördert werden könnte, so wäre die Antwort ganz kurz: durch die besten in jedem Fache der Wissenschaften; dieses ist aber in dem beygelegten Plane nicht beobachtet worden; denn um mich nur auf ein Fach, das mich näher angeht, einzuschränken, so fehlen bey jenem der schönen Wissenschaften, außer Ramlern, Zachariä und Wielanden, alle großen und berühmten Dichter Deutschlands, als Klopstock, Kleist, Uz, Haller, Gleim, Goethe, Rabener, Weiße, Bürger, Karschin, Stollberg, Nicolai, Gellert, Hagedorn, Lichtwer, Lessing, Schlegel, Michaelis, Blum, Gökingk, Dusch, Jakobi, Hölty, Voß u. s. w. Es fehlen weiters Mendelssohns philosophische Schriften, Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums, Garves Abhandlungen und Cicero von den Pflichten, Gerards Versuch über den Geschmack, Meister über die Einbildungskraft, Bettinelli vom Enthusiasmus in den sch. K. u. Wiss., Burke von dem Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen, Lessings Laokoon, Du Bos, Harris, Webb, Gravina u. s. w., wofür ein paar Werke gesetzt sind, die zwar das schöne Geschlecht, nicht aber die schönen Wissenschaften betreffen.

Ist aber die Frage, ob man unter dem Vorwande der Aufklärung die besten und nützlichsten Schriftsteller nachdrucken soll, so gestehe ichs, daß ich einen so ungerechten Plan als Menschenfreund und als Schriftsteller von ganzem Herzen verabscheue.

Ich habe die Ehre ꝛc.

Mastalier.

Mein edler Herr von Trattnern!

Ich achte den Büchernachdruck einem Straßenraube gleich. Schändliche Handlungen dergleichen jeder Straßenraub in sich ist, kann Gott selber mit aller seiner Gottesmacht nicht unschändlich machen. Ich werde mich also Ihrem Ansinnen so wenig fügen, als ich einem Unglücklichen, der da unter die Räuber gefallen, die Hände halten würde, sollte mich auch der Harambascha mit einem allerhöchsten Freybriefe dazu auffordern können. Ich will rühmen, etwas recht vaterländisches gethan zu haben, dafern Sie an Richtigkeit und Schönheit des Druckes Eckard in Altona, Bohn in Hamburg, Dietrich in Göttingen, Voß in Berlin, Reich in Leipzig, und Orell in Zürch, auch nur in weiter Entfernung erreichen werden: ich aber bilde mir ein, es so lange mit der Ehre meines Geburtslandes edel und gut zu meinen, als ich dem allverfluchten Nachdrucke widerstreite; was ich auch redlich mit Mund und Hand thun werde, so lange ich Feder und Zunge bewegen kann.

Da haben Sie über Ihr nicht einmal zweydeutiges Unternehmen die verlangte patriotische Meinung.

Ihres

gehorsamen Dieners

Lorenz Leopold Haschka.

Vom Hause, den 2. Dec. 1784.

XIII.

Joseph II. letzte Augenblicke; sein Character-bild etc., der Kaiserinn Catharina von Rußland

geschildert vom Prinzen de Ligne, am 21. Februar 1790.

Er ist nicht mehr, Madame; der Fürst ist dahin welcher der Menschheit Ehre machte; der Mensch, welcher der Fürsten Stolz und Ruhm war! Dieser glühende Geist ist erloschen, wie ein Licht, dessen äußerer Gehalt aufgezehrt ist; und sein gerühriger Körper liegt zwischen vier Bretern still. — Ich habe seine theuren Ueberreste begleitet, und war einer von den Vieren, die sie zu den Capuzinern trugen. Gestern würde ich nicht im Stande gewesen seyn, Ew. kaiserlichen Majestät davon Bericht abzustatten. —

Joseph der Zweyte ist mit Standhaftigkeit, wie er lebte, gestorben: mit demselben methodischen Geiste, der ihn beginnen ließ, hat er geendet. Er selbst ordnete den Zug, welcher das heilige Sacrament begleitete, das ihm an sein Bett getragen wurde, und richtete sich auf, um zu sehen, ob alles sey, wie er angeordnet.

Als der niederwerfendste Schlag — der letzte Schlag des Schicksals *) — seiner Leiden Gipfel ihn erreichen

*) Der Tod der Erzherzoginn, gebornen Prinzessinn von Würtemberg.

ließ, fragte er: „Wo wird man die Leiche der Prinzessinn beysetzen?“ — Man antwortete, in der Capelle? — „Keineswegs,“ sagte Joseph, „das ist mein Ort; man würde genöthigt seyn, sie wieder fortzunehmen. Bringt sie an einen andern Platz, wo sie ruhig stehen bleiben kann.“ —

Ich gewinne Kraft an diesen kleinen Zügen; ich glaubte nicht, einen solchen Bericht fortsetzen zu können.

Er wählte und bestimmte die Stunden für die Gebethe, welche ihm vorgelesen wurden. So viel er es vermochte, las er deren auch selbst; und auch in Erfüllung der christlichen Pflichten hatte es bey ihm das Ansehen, als ob er seine Seele ordne, wie er in seinem Reiche alles hatte selbst ordnen mögen. Den Arzt machte er zum Baron, welcher ihm die letzte Wahrheit nicht vorenthielt, und hatte ihn so lieb, daß er ihn bath, sein Leichenbegängniß bis an das Grab zu begleiten; er bath ihn, den Tag und wo möglich die Stunde, wo er hinabsteigen werde, zu bestimmen; und nur zu bestimmt sagte es der Arzt vorher. Der Kaiser sprach mich wenige Tage vor seinem Tode, als ich von der Armee aus Ungarn, die ich nach Schlesien geführt hatte, zurückgekommen war. — „Ich befand mich gestern nicht in dem Zustande, Sie zu sehen,“ waren seine Worte, „Ihr Land tödtet mich; — mit Gents Einnahme begann mein Todeskampf, und Brüssel verlassen, ist mein Ende! — welche Beschimpfung für mich! (Er wiederholte das Wort öfter.) Ich sterbe daran. — Der müßte von Holz seyn, der anders könnte. — Ich danke Ihnen für alles, was sie mir gethan haben. — Loudon hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt. — Ich danke Ihnen für Ihre Treue. — Gehen Sie nach den

Niederlanden. — Lassen Sie sie zu ihrem Monarchen zurückkehren, und wenn Sie das nicht können, so bleiben Sie dort; opfern Sie mir nicht alle Ihre Vortheile, — Sie haben Kinder! —"

Des Kaisers Worte haben mich so lebendig durchdrungen, sind meiner Erinnerung so fest eingeprägt, daß Ew. kaiserliche Majestät dessen gewiß seyn können: nicht eins steht hier, das er nicht gesagt hat. Mein Benehmen soll meine Antwort seyn: es ist unnütz, daß ich von Thränen unterbrochene Worte wiederhole.

„Hat man hier und da Thränen vergießen sehen, als mir das heilige Abendmahl gereicht ward?" fragte der Kaiser Frau von Chanclos, die er kurz darauf gewahr ward. Ihre Antwort war: „Ja, ich habe unter mehreren den Prinzen von Ligne sehr heftig weinen sehen."

„Ich glaubte nicht, so viel werth zu seyn," erwiederte der Kaiser fast in einem schmerzhaften Tone.

Uebrigens, Madame, soll ich es zur Schande der Menschheit sagen? Vier große Monarchen sah ich sterben; man beklagte ihren Verlust erst ein Jahr nach ihrem Tode; man h o f f t die ersten sechs Monathe, und man l ä s t e r t in den sechs folgenden. So geschah es bey Maria Theresiens Hinscheiden. Man fühlt kaum den Verlust.

Die Neugierigen, die Gleichgültigen, die Ränkeschmiedler beschäftigen sich mit den neuen Regenten.

Nur erst in einem Jahre wird der Soldat sagen: Joseph der Zweyte hat vor den Dämmen von Beschania den Kanonenkugeln, und in den Vorstädten von Sabatsch dem heftigsten Flintenfeuer gestanden: der Tapferkeit Denkmünzen schlagen lassen! — Der Reisende aber wird sagen: welche herrliche Stiftungen für Schulen, Kranken-

häuser, Gefängnisse und Erziehungsanstalten! Der Manufakturist: welche Aufmunterungen! — — — Der Landmann: er selbst baute Felder an! der Ketzer: er selbst war unser Vertheidiger! die Vorsitzer aller Gerichtskammern, die ersten der Staatsbehörden: er war unser erster Geschäftsführer und Aufseher zugleich! die Minister: er arbeitete sich zu Tode für den Staat, dessen erster Unterthan, seinen eigenen Worten gemäß, er seyn wollte! der Kranke: uns besuchte er ohne Aufhören! der Bürger: unsere Städte verschönerte er durch herrliche Plätze und Spaziergänge! der Bauer, der Dienstmann, der Hausvater, alle werden sagen: wir durften zu ihm reden, wie wir wollten; er war unsere Zuflucht, wenn wir Raths bedurften! — seine gesellschaftlichen Umgebungen: er war zuverläßig, liebreich, ein lustiger Erzähler! seine Unterhaltung sinnreich; man konnte über alles mit unverstellter Wahrheit mit ihm reden!

Doch, Madame, ich wollte Ihnen den Tod des Kaisers erzählen, und unterhalte Sie von seinem Leben!

Ihro kaiserliche Majestät sagten mir vor zehn Jahren auf dem Wege nach Czarskozelo: — Ihr Monarch hat einen Geist, der immer zum Nützlichen sich wendet. Nichts Leichtfertiges in seinem Denken; er ist wie Peter der Erste, er vergönnt, daß man ihm widerspreche, wird nicht beleidigt, wenn man sich weigert, seine Meinung anzunehmen, und mag überzeugen, ehe er befiehlt.

Gemälde Josephs des Zweyten.

Wenn es hinreichend wäre, um den Nahmen des Großen zu erhalten, aller Niedrigkeit unfähig zu seyn, so würde man sagen können, Joseph der Große! allein

ich fühle, daß mehr dazu gehört, um diesen Beynahmen zu verdienen. Ein glorreiches, glänzendes, glückliches Herrscherthum, ruhmwürdige Kriegsglücksfälle, unerwartete Unternehmungen, sieggekrönte Erfolge; vielleicht auch schimmernde Feste, Vergnügen und Pracht! Ich vermag nach dem Tode nicht mehr zu schmeicheln als im Leben. Die Umstände versagten Joseph dem Zweyten glänzende Veranlassungen, sein Inneres kund zu thun. Es war ihm nicht gegeben, ein großer Mensch zu seyn; aber er war ein großer Fürst, und der Erste unter seines Gleichen. Weder der Liebe, noch der Freundschaft sich hingebend, vielleicht, weil er sich zu sehr zu ihnen gezogen fühlte; zuweilen Berechnetes in seine Neigungen mischend hielt er zurück im Vertrauen, weil er sah, wie andere Monarchen durch Maitressen, Beichtväter, Minister oder Freunde betrogen wurden; hielt zurück in der Nachsicht, weil er vor allem gerecht zu seyn begehrte, künstelte sich Strenge an, wenn er nur glaubte, pünktlich zu seyn. Man erhielt vielleicht sein Herz, ohne es zu verdienen, allein, man konnte sicher seyn, seine Achtung nie zu verfehlen. Joseph fürchtete für partheyisch bey der Austheilung von Gnadenbezeigungen zu gelten: gewährte sie ohne Anmuth, und versagte sie eben so hart. Er verlangte vom Adel mehr Adel, und verachtete ihn heftiger als jede andere Classe, wenn Adel ihm fehlte; allein falsch ist es, wenn man annimmt, er habe in seinen Rechten ihn kränken wollen.

Er forderte nur darum für sich die höchste Obergewalt, um keinem Rechte einzuräumen, Uebles zu thun. — Schonungslos beraubte er sich selbst aller Freuden des Lebens, um Andere zu steter Arbeit zu verpflichten, weil

von allen Menschen auf Erden die Müßigen seinen größten Abscheu erregten. Eine treffende Antwort, eine kühne Vorstellung konnte ihn unmuthig machen; dann rieb er sich die Hände, ging einige Minuten im Zimmer einher, kehrte zurück, und hörte, antwortete, untersuchte, als ob nichts vorgefallen sey. Des Kaisers Erziehung war, gleich der so vieler Monarchen, aus übergroßer Sorgfalt versäumt gewesen, man unterrichtet sie in allem, außer in dem, was sie wissen sollen. Joseph der Zweyte hatte in seiner Jugend keine Liebenswürdigkeit versprochen, und erhielt sie plötzlich bey seiner Krönung in Frankfurt. Reisen, Feldzüge, und der Umgang mit einigen ausgezeichneten Frauen vollendeten seine Bildung. Er liebte Vertraulichkeit, und wußte doch an sich zu halten, wenn gleich in alles sich mischend. Seine Sitten waren angenehm, und niemahls pedantisch. Ich habe ihn auf Pergament-Tafeln, deren er immer bey sich trug, einer jungen Person, welche ihre Mutter verlassen wollte, die sie zur Verzweiflung brachte, Vorschriften der Moral, der Sanftmuth und des Gehorsams, und einer andern jungen Person, mit deren Fortschritten — nachdem er einer Unterrichtsstunde ihres Meisters beygewohnt — er nicht völlig zufrieden war, Musikregeln aufschreiben sehen. Er konnte es den Leuten gleich anmerken, ob man einer Verordnung, einer Unternehmung, einer Bestrafung wegen mit ihm unzufrieden war. Dann wendete er etwas auf, um mit der Gesellschaft wieder gut zu stehen, den Reiz seiner Unterhaltung, seiner Galanterie gegen die Frauen verdoppelnd; dann rückte er ihnen den Sessel zurecht, öffnete hier eine Thür, verschloß dort ein Fenster, durch seine Beweglichkeit den Dienst im ganzen

Zimmer versehend. — Seine Höflichkeit war zugleich eine Sicherheitsmaßregel gegen Vertraulichkeit. Er fühlte genau die kleinen Uebergänge: ihm ging die Art von Leutseligkeit ab, von der so viele andre Monarchen ein Gewerbe machen, die ihnen behülflich seyn muß, ihre Uebergewalt anzudeuten. Joseph verbarg die, welche in so vielen Rücksichten sein Heil war; dabey erzählte er leicht, und mit sehr viel natürlichem Geiste.

Doch weder zu trinken, noch zu essen, noch sich zu ergötzen, noch etwas Anderes, als Geschäftssachen zu lesen, verstand er; war zu sehr Herrscher und nicht eigentlich Regierer! Seine musikalische Unterhaltung im Laufe des Tages machte er sich selber. Dabey stand er um sieben Uhr auf, und lachte während des Anziehens wohl manchmahl, ohne sich gemein zu machen, wenn gleich seine Kämmerlinge, Wundärzte und die übrigen Leute, die ihn sämmtlich anbetheten, von ihm zum Lachen gebracht wurden.

Von acht Morgens bis Mittag ging er in seinen Kanzleien umher, dictirte, schrieb, corrigirte eigenhändig; des Abends war er im Schauspiele.

Beim Hinausgehen aus seinem Zimmer in das Cabinet begegnete er oft zwanzig, dreyßig, bis auf hundert dürftig gekleideten Männern und Weibern aus dem Volke, deren Bittschriften er empfing, mit ihnen redete, sie tröstete, schriftlich oder anderweitig am andern Tage, zur selbigen Stunde, ihnen Antwort ertheilend, und Klagen, die ihm unstatthaft schienen, mit Stillschweigen übergehend. Er schrieb nur dann schlecht, wenn er allzugut schreiben wollte; seine Wortstellungen waren lang

und verwickelt. Vier Sprachen verstand er vortrefflich, zwey andere mittelmäßig.

Sein Gedächtniß, in der Jugend geschont, ward vielleicht erst späterhin tüchtig; denn nie vergaß er ein Wort, ein Geschäft, eine Gestalt. Leute, welche zum Vortritt bey ihm erschienen, ließ er neben sich im Zimmer herumgehen, fast mit überströmender Wortfülle und halb lachend das Gespräch fortführend; er faßte wohl gar einen solchen Mann beym Ellbogen, halb erschreckt wieder in sich gehend, und mit dem Scheine, es zu bereuen, sein ernsthaftes Ansehen wieder annehmend. Oft auch unterbrach er sich, um Holz in den Kamin zu legen, oder die Zange zu brauchen, oder einen Augenblick an das Fenster zu treten.

Nie blieb er eines gegebenen Wortes Schuldner; über das Böse, was man von ihm sagte, machte er sich lustig. Den Papst, den Großherrn, das Reich, Ungarn, Preußen und die Niederlande hat er in Schrecken gesetzt. Die Furcht, für ungerecht gehalten zu werden, und Unglückliche zu machen, wenn er mit bewaffnetem Arme, was er angefangen, durchsetzte, hielt seine Plane an, welche fast immer die Frucht der ersten Aufwallung waren.

Dem heiß bewegten Blute Joseph's des Zweyten muß man die Unruhe seiner Regierung beymessen: er vollendete und feilte keines seiner Werke, und sein einziges Unrecht ist gewesen, vom Guten, gleichwie vom Bösen, nur Umrisse entworfen zu haben.

XIV.

Ein absonderliches Taschenbuch.

Ein Taschenbuch, in der That so absonderlich, daß man heut zu Tage vor lauter Pruderie, vor lauter falscher Scham, vor lauter Zimperlichkeit fast Bedenken tragen muß, den Titel zu nennen, obschon derselbe einen Gegenstand betrifft, der physiologisch von hohem Interesse, und im Leben aller Stände der Lieblingsstoff der Gesprächsunterhaltung ist; obschon dieser Gegenstand, fahren wir fort zu sagen, den süßesten Lebensgenuß ausmacht, zu welchem die Natur den unwiderstehlichsten Trieb eingepflanzt hat, damit „die Gattung bestehe." — Nun also, die Liebe, und zwar die materielle Liebe, die Geschlechtsliebe; jene Liebe nähmlich, der nicht von Jedermann auf legale Weise gehuldigt werden kann, weßhalb sich denn so häufig an Surrogatgelegenheiten gewendet wird, gewendet werden muß, — so lange es noch an, vom Staat aus gegründeten förmlichen Anstalten gebricht.

Von allen weitern Nebenreflexionen wollen wir aber lieber gleich abkommen, und einen frischen Anlauf nehmen, unser Taschenbuch zu nennen und ein wenig zu schildern, nähmlich nach dem wohl erhaltenen Exemplare, welches vor uns liegt, als eines Büchleins, das zu den pikantesten

Seltenheiten und Curiositäten gehören mag. Der in Kupfer gestochene Titel ist: „Taschenbuch für Grabennymphen*) auf das Jahr 1787." Also, jetzt ist es heraus! Und nun was ist es denn so Arges darum? Einmahl ist es etwas Thatsächliches in der Literargeschichte; dann ist es ein Beytrag zur Sittengeschichte in der Josephinischen Periode; und der Inhalt ist ja nicht gar so erschrecklich arg. Weiter also im Texte! Das Büchlein ist im 32stel Formate, hat 4 Seiten Vorrede und 84 Seiten Haupttext, auf Schreibpapier gedruckt. Es ist geziert mit 12 Kupferstichen, die recht nett und unverkennbar von dem Grabstichel J. Mannsfelds sind, zu jedem Monath einer. Verleger steht keiner auf dem Titel; wir können aber verbürgen, daß es im Verlage des famosen Großhändlers und Buchdruckers Wucherer erschienen sey. Der Ladenpreis war 40 kr. oder 2 Zwanziger. Die Vorrede ist adressirt: „Theuerste Grabennymphen;" und unterschrieben: „Der Verleger." Derselbe entwickelt die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit der Unternehmung, die sich denn freylich motiviren läßt. Und nun wird zu den 12 Monathen übergegangen, als Rubrik I.

Rubrik I. hat die Ueberschrift: „Wie sich eine Graben-Nymphe jeden Monath ins Besondere

---

*) Der „Graben" in Wien, einer der größten öffentlichen Plätze, besonders aber diejenige Passage, auf welcher sich die öffentlichen Mädchen am häufigsten einzufinden pflegen, so daß derselbe in dieser Hinsicht förmlich berüchtigt ist, und deßhalb ehrbare Frauenzimmer Anstand nehmen, ihn im Abenddunkel ohne männliche Begleitung zu beschreiten.

Ihr könnet euch auch, ohne Aufsehen zu erregen, beym guten Hirten, beym Einsiedler, oder bey einer andern Praterschenke niederlassen *) . . . Die gewöhnliche Jagdstunde für diesen Monath ist Abends gegen 8 Uhr. — Das Bildlein stellt einen alten Herrn vor, der einem Nymphchen Geld auf den Tisch legt, vermuthlich anticipando. — Juny. „Augarten und Prater bleiben noch für diesen Monath gute Jagdbahnen, besonders wenn musikalische Academien und Feuerwerke gegeben werden. Die Frohnleichnams-Octav hat für euch bey 50 Procent verloren. . . . Ihr könnet euch aber in der Most-Octav und der Herzjesu-Andacht erhohlen. Die Jesuiten setzen die erste noch immer auf eine verstohlene Art fort. . . . und seitdem Pater fast bewiesen, daß man außer dem Herz Jesu noch einen andern Theil anbethen könne, ist die Stephanskirche am 23. Juny über die massen angefüllt. Es fallen auch noch andere für euch sehr einträgliche Festtage *) . . . In diesem Monath fangen auch die sogenannten Kirchtäge an, wo immer Abends dreymahl so viel „gefudert" wird, als Vormittags gebethet wurde. . . . Die Abendjagd kann diesen Monath vor acht Uhr nicht anheben." — Das Bildchen zeigt eine Gegend des Stephansplatzes, in welcher sich ein paar verliebte Engagements un-

---

*) Den 13. Anton v. Padua; am 24. Johann der Täufer, den 29. Peter und Paul. Bey letzterem sagt das Taschenbuch ziemlich fade: „Der letzte Festtag macht wegen einer gewissen Anspielung in den Männern verschiedene Gedanken rege, die euch nützlich seyn können." Unter Peter und Paul versteht das gemeine Volk in Oesterreich die beyden Theile eines stattlichen weiblichen Busens.

spinnen. — Julh. „Augarten und Prater sind diesen Monath der vielen Gelsen (Schnacken) wegen zu eurem Unternehmen nicht mehr sehr dienlich; dafür hat aber das Belvedere für euch einen desto bequemern Jagdboden. Besonders ist euch der obere Theil des Gartens günstig, weil er mit schönen Fruchtfeldern umgränzet ist. . . . Diesen Monath gibt es auch der Magdalenen und Annen wegen verschiedene Nachtmusiken. . . . Am 31. möget ihr euch in der Jesuitenkirche einfinden, wo immer noch starker Zulauf ist." *) — Der Gegenstand des Bildchens ist eine Nymphenmutter mit einem jungen Zögling, der mit Garderobe betheiligt werden soll. — August. „Die Limonadehütten bleiben auch diesen Monath, besonders um die Hundstage herum, für euch der beste Anstand. . . . Ihr werdet nicht übel thun, wenn ihr in der Gegend, wo die kalten Bäder errichtet sind, herumstreifet. . . . Falls ihr zu Haus keine reinlichen Better habt, oder zu sehr von Wanzen gequält werdet, so könnet ihr diesen Monath auf der Basteyen der Nachtlinger aufschlagen. . . . Ich kann euch versichern, daß die bravsten Herren öfters Nachts auf der Bastei liegen." (!!) — Das Bildchen sieht aus, wie eine Arretirungsscene. — September. „Die große Hitze ist nun meistens vorüber, und die Männer bedürfen, um Männer zu sein, keines kalten Bades mehr. . . . Wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, so werdet ihr euch öfters um die Gegend sehen lassen, wo große Kanzleyen sind. Es ist eine bekannte Wahrheit, daß Leute, die viel sitzen, den Adam ungleich stärker verspüren." — Das Object des

*) Am Nahmenstag des Stifters und Patrons der Jesuiten: Ignatz von Loyola.

Bildchens ist ein vornehmer Herr, welcher einer Wäscherinn einen Besuch macht. — October. „Dieser Monath ist einer der schlechtesten für euch. . . . Indessen könnet ihr doch am ersten des Monaths, wo das Rosenkranzfest gefeyert wird, bey den Pater Dominikanern euer Glück versuchen. Das Fest des heiligen Franciscus Seraphicus kann euch auch kleine Sportel abwerfen. . . . Die Anfangsstunde zur Jagd ist nach 5 Uhr.“ — Das Bildchen liefert abendliche Bekanntschaften auf einem der genannten Plätze. — November. „Es gibt nun einen Jahrmarkt. . . . Zum Glück sind auch die Kreuzerhütten *) sehr elend beleuchtet. . . . Diesen Monath gibt es auch verschiedene Festtage, Allerheiligen und Allerseelen. . . . Die gewöhnliche Jagdstunde ist nach 4 Uhr.“ — Bildchen: Eine Schöne mit einem Anbether accordirend. — December. Ihr müsset in diesem Monathe schon einige Morgenstunden zu Hilfe nehmen; und fleißig zum Rorate gehen. . . . Die Weihnachtsmette darf ich euch nicht erst empfehlen.“ — Bildchen: Eine Nymphe in einsamer Kammer, reflectirend.

Das wären nun die 12 Monathe, und nun kommen wir zu den andern Rubriken. Diese sind: 1) „Von den Eigenschaften einer Grabennymphe;“ 2) „Ueber die vorzüglichsten Verdienste der Grabennymphen.“ — Diese beyden Artikel sind satyrisch behandelt. Nicht so aber ist es der Fall bei dem dritten, dessen Ueberschrift lautet: „Eine kleine Physiogno-

*) Ambulirende Baraken, in denen gegen Eintrittsgeld von 1 Kreuzer allerhand Possen getrieben, und Comödien gespielt wurden, nähmlich zur Marktzeit.

wik für Grabennymphen," der eigentlich eine Art politischen Systems genannt werden kann. Auch ist derselbe von ungleich mehr Interesse als die andern, weßhalb wir nicht anstehen, ihn hier einzuschalten Dieser Artikel lautet folgender Maßen: „Eine kleine Physiognomik ist zu eurer Kunst unentbehrlich. Das heißt, ihr müßet beym ersten Anblick wissen, ob dieß oder jenes Stück Wild den Schuß verdiene oder nicht. Ich will euch also die Hauptkennzeichen hier kurz mittheilen. — Alte Herren, die in einem Capot eingeschlagen, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, ungefähr eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang mit langsamen Schritten den Graben und Kohlmarkt auf und nieder gehen, und so oft eine von euren Schwestern vorbey streift, ein kleines Hüsteln bekommen, sind schußmäßig. — Welsche Abbés, die entweder vor den Kaufmannsbuden oder am Milanischen Caffehhaus*) lehnen, und, indem ihr vorbeystreichet: o che bella ragazza! was für schöne Madele, leise bey sich rufen, sind schußmäßig, oder wissen euch wenigstens ein anderes Wild aufzutreiben. — Offiziere, die außer einer weissen Hose alle übrigen Militärzeichen abgelegt haben, und im Vorbeigehen an euch anstoßen, oder mit dem Stock auf den Hintern schlagen **), sind schußmäßig. Das Hinternschlagen (!) dienet euch zugleich zum Zeichen, daß sie Cavaliers sind. — Diejenigen Herren, die sich zwar das Ansehen der Geschäftig-

---

*) Auf dem Kohlmarkt, breite Straße, sehr begangen und befahren; in demselben Locale, welches nun Daum einnimmt.

**) Aeußerst naiv und cynisch zugleich.

keit geben, euch aber ein paarmahl den Weg abzuschneiden suchen, und euch nur mit halben Blicken ansehen, sind junge Ehemänner, die Zeugen scheuen. Ihr dürfet sie also nur in ein Seitengäßchen locken, dann sind sie hochschußmäßig. — Männer, die in der Kirche einen langen Rosenkranz haben, dabey aber bald nach dem Himmel, bald nach eurer Schnürbrust und bald noch mehr abwärts schielen, sind größtentheils heimliche Sünder, aber eben deßwegen um so schußmäßiger; nur müsset ihr etwas Vorsicht brauchen, und ihrer Reputation schonen. — Abbés oder andere saubere Herren, die bey eurem Anblick tiefer ins Gebüsche, oder gegen die Donau sich verirren*), und öfters umsehen, ob ihr ihnen nachfolget, dabey schüchtern links und rechts herum blicken, sind erzschußmäßig, und sollten sie auch ein Buch, oder selbst „das Brevier" in der Hand haben. — Stallmeister und Bereiter sind auch zum Theil schußmäßig. Es finden sich aber viele Liebhaberinnen zu diesem Wild, und eure unprivilegirten Broddiebinnen schießen euch viele vor der Nase weg**). — Cavaliere, die in der Michaelskirche die ganze letzte Messe hindurch plaudern und schäckern, oder wenn sie kutschiren, mit der Peitsche nach euch hauen***), sind schußmäßig. — Kaufmannsdiener oder auch ihre Prinzipale, die euch was in die Hand drücken, und bey einer Elle ein Viertel gratis geben, sind schußmäßig. — Stutzer, die ohne ein Pferd

---

*) Gegen die Donau zu, also vom Prater, oder vom Augarten, oder aber von dem Leopoldstädter-Theater her.

**) Läßt sich errathen.

***) Würdiges Seitenstück zu dem „auf den Hintern schlagen" mit dem Stock.

zu haben, in Geschäften und Sprachen herumlaufen, oder an Caffehhäusern durch halbe Tage mit der Tobakpfeife im Maule stehen, sind schußmäßig. Ihr möget aber zusehen, ob ihr das Schußgeld aus ihrem Balg herausbringt. — Schußmäßig sind endlich alle Herren, die ohne Fernglas nicht mehr sehen können; am schußmäßigsten aber sind diejenigen, die euch gnädige Fräulein nennen, und sich die Gnade ausbitten, euch nach Hause begleiten zu dürfen. Das sind entweder Anfänger, oder Fremde, die den Brauch nicht wissen. Diese müsset ihr ja nicht entwischen lassen, denn so ein Wild wiegt oft sechs andere auf." — Auf diese väterlich eröffnete Schußpraxis folgt die Rubrik „Von den bequemsten Wohnungen der Grabennymphen." Hier einige Stellen daraus: „Wer aus euch auf der Bastey oder in der Gegend herumjagen will, dem biethen die Basteyen selbst die bequemsten Quartiere an. . . . Vor einigen Jahren wohnte an der Kärnthnerthorbastey eine von euren Mitschwestern, die diesen doppelten Zugang sehr zu nutzen wußte, indem sie den Großen immer zur Bastey hinausließ, wenn der Baron von der Stadtseite die Treppe hinauf kam. . . . In den Zeiten der Verfolgung waren eure Schwestern freylich gezwungen, sich, wie einst die Christen, auf dem Spittelberg in Bier- und Weinkeller*) zu verkriechen; allein, danket es der Vorsicht, daß ihr in Zeiten lebt, wo ihr eure Kunst ungehindert ausüben könnt. . . . Von Meubeln brauchet ihr wenig oder nichts. Da ihr, wie die Soldaten, heute hier, morgen dort seyd, so ist es genug,

*) Noch vor 20 Jahren gab es in diesen Spelunken solche zügellose Freuden.

wenn ihr ein paar Nägel, um eure Bouffants oder falsche Hintern daran zu hängen, einen Strohsack, eine Matratze und ein paar Stühle habt." — Nun folgt ein Artikel: „Klugheitsregeln für die Grabennymphen," welcher voll weiser Lehren ist, und in dem besonders empfohlen wird, es mit den Lohnlakayen und Friseurs nicht zu verderben. — Diesem Artikel reihen sich an: „Verzeichniß der vorzüglichsten Kirchtage" in Stadt und Vorstädten; eine Münzentabelle; ein „Verzeichniß der Gasthäuser, welche die stärkste Einkehr haben;" die Erklärung der Kupfer macht den Beschluß.

Aus Allem nun geht hervor, daß es sich in diesem erotischen Almanach eigentlich nur um die geringere oder fast geringste Classe der sogenannten Freudenmädchen handelt, denn mit den distinguirten Dämchen dieses Geschlechtes geht Alles auch in einem feinern Styl. Allein dieser Umstand ist uns hier ganz gleichgültig, in so ferne es uns bloß darum zu thun war, von diesem Taschenbuch als von einem nicht unwesentlichen Beytrag zur damahligen Sittengeschichte und Verlegerspeculation Nachricht zu geben, und überhaupt auch von einem wahren Curiosum der Literatur.

Was diese Lustdirnen-Unwirthschaft an und für sich betrifft, so wurde Joseph einst darauf aufmerksam gemacht, und ihm vorgeschlagen, förmliche Bordelle zu errichten. Er antwortete hierauf: „Was Bordelle! Da brauchte ich über ganz Wien nur ein großes Dach machen lassen, und das Bordell wäre fertig." Von seinen Reisen zurückgekehrt, gab er jenem Vorschlag Raum; er kam aber nicht zur Ausführung, da ihn gar Manches daran hinderte.

Franz Gräffer.

XV.

Hinrichtung des Mörders Zahlheim; letzte Execution durch das Rad.

Gegen diese Hinrichtung, in Rücksicht der dabey anbefohlenen Verschärfung erschien eine sehr grelle Broschüre, die alle Spuren der empörendsten Gehäßigkeit an sich trägt. Es wird hier hinreichen, den Criminalfall selbst im Kürze zu geben, wie er seiner Zeit erzählt worden; und wir fügen nur noch bey, daß Zahlheim eigentlich Zahlheimb sich geschrieben, daß er adelig war, und seine Wohnung, in welcher er die Gräuelthat verübt hatte, in einem der drey Häuser auf der Elendbastey (zu Wien) war.

„Die Wiedereinführung der Todesstrafen ward in dem Monath März mehr als wahrscheinlich und schon wurde bey der Residenzstadt Wien noch in gedachtem Monathe ein Begräbnißplatz für die Hingerichteten angewiesen. Hierzu schien den Monarchen besonders zu veranlassen, die gräßliche Mordthat des grausamen und unmenschlichen Zahlheims, der auch wirklich hingerichtet wurde, und also der erste nach jener Aufhebung war.

Dieser Zahlheim war Kanzelist bey dem Wiener Stadtmagistrate, er hatte bereits 400 Gulden Gage. Er hatte eine etwas ältliche Anverwandtin, die einiges

Vermögen besaß, in die er sich verliebt stellte, und die ihn auch mit Geld oft unterstützte. Diese bath er am 14. Januar d. J. zu sich auf ein Frühstück und sie kam auch. Er ersuchte sie bald darauf ihn auf seinen Boden zu begleiten, um ihm seine Sachen in Ordnung bringen zu helfen. Sie that es. Aber kaum war sie auf den Boden gekommen, so ermordete er sie hier meuchelmörderischer Weise durch verschiedene Messerstiche, verbarg ihren Körper, ging in ihr Logis, nahm ihr Geld und alles, was er wegbringen konnte, worunter auch eine Obligation von 1500 Gulden befindlich war. Aber die Sache konnte nicht lange verschwiegen bleiben, indem er sich durch mehrere Ausgaben leicht selbst verrieth; auch lieh er bald nach dieser schrecklichen That einem beym Depositenamte angestellten jungen Menschen 800 Gulden, welcher zwar auch mit arretirt wurde; da er aber als unschuldig und unwissend an der Mordthat befunden ward, wieder los kam. Zahlheim gestand nach einigen scharfen und verfänglichen Verhören die ganze Abscheulichkeit seiner That. Als die Sache dem Monarchen berichtet wurde, schlug er mit der Hand an die Stirne und sprach: Himmel! wo werden wir denn noch hinkommen! — Als dem Kaiser das Todesurtheil dieses Bösewichts vorgelegt wurde, bestätigte er es folgender Gestalt: „Ich bin in diesem ganz besondern Falle mit dem Spruch meiner Appellation vollkommen einverstanden; jedoch ist der Dienstbote — wegen seines mit sothanen Unmenschen gehabten Umganges und sich dieserwegen zugezogenen Verdachts einiger gehabten Wissenschaft von dieser gräßlichen That sogleich zu entlassen, und von hier ohne weiters abzuschaffen."

Als diesem Mörder am 6. März früh sein Todesurtheil

kündigt wurde, protestirte er zwar förmlich gegen diese Ungerechtigkeit, wie er sagte, und bediente sich dabey sehr ungeziemender Ausdrücke; drang darauf, alles zu Protokoll zu nehmen, welches dann dem Kaiser vorgelegt ward, und gebehrdete sich dabey wie ein Rasender. Aber als er nachher vernahm, daß keine Gnade für ihn zu hoffen sey, gab er sich willig darein, und seitdem bethete er ohne Unterlaß, mit den ihm beygegebenen zwey Augustiner-Mönchen. Am 10. März ward er des Morgens früh aus dem Kerker geführt, und auf dem hohen Markt, bey der sogenannten Schranne auf einen hohen Wagen gesetzt, auf welchem eine Säule befestiget war; an diese wurde er mit verbundenen Augen fest gemacht, und an der rechten Brust zum erstenmahle mit glühenden Zangen gezwickt. Er ward darauf wieder losgemacht und weiter gefahren. Bey seiner Ankunft auf der Freyung ward er an der linken Brust zum zweitenmahle gezwickt. Sein reuevolles und bußfertiges Betragen brachte ihm noch die Gnade zuwege, daß er nicht, wie im Urtheile stand, von unten hinauf, sondern von oben herab gerädert, hernach aufs Rad geflochten, der Kopf auf einen Pfahl gesteckt und über demselben ein Galgen mit herabhängendem Strange (er war Dieb und Mörder) aufgerichtet ward. —"

XVI.

Joseph der Zweyte; kein Gemählde ohne Schatten.

Dieß ist der Titel einer, 61 Seiten starken Schrift von Franz Cajetan Reisinger, Professor der Philosophie in Olmütz, nähmlich einer Vorlesung, gehalten den 10. April 1790, gedruckt zu Olmütz bey Hirnlein. Der 6 Seiten lange Eingang, betitelt „Uebersicht," eigentlich das Programm bildend, eine Centralansicht von des unvergeßlichen Monarchen Wesen und Seyn, muß uns der Aufbewahrung und größern Verbreitung würdig scheinen. Die Leser werden mit uns einverstanden seyn; und hier also ist das Porträt, wie der würdige Reisinger mit scharfen Pinselstrichen es entworfen.

Uebersicht.

Nicht nur der Geschichte, auch dem gleichzeitigen Schriftsteller und Redner ist es erlaubt, strenge und unpartheyisch Monarchen zu schildern, wenn trockene Erzählung der Thaten die Stelle des Lobes vertritt, und man es wagt, zu gestehen, daß auch Monarchen Menschen sind.

Der Zweck dieser Vorlesung ist: ein vollständiger, un-

partheiischen Begriff von Josephs Charakter und lebhaftes Gefühl seines Verlustes.

Diesen Zweck zu erreichen, bedarf es weder eines rednerischen Schmuckes, noch aus der Vorwelt hergehohlten Beyspiele. Josephs Bild bedarf keiner fremden Strahlen; denn er verdient: als Mensch unsre Liebe, als Monarch unsre Hochachtung, und als Christ unsre Nachahmung.

I. Joseph als Mensch.

A. Er kannte den Werth der Menschheit — schätzte sie, und schützte ihre Rechte. Deßwegen:

1. Gestattete er Jedem freyen Zutritt.

2. War er am liebsten im Zirkel seiner Unterthanen.

3. Verboth er die Kniebeugung, die er für erniedrigend hielt.

4. Und hob die Leibeigenschaft auf.

B. Menschen waren seine Brüder, denn er liebte sie.

Diese Liebe zeigte er:

1. Durch den warmen Antheil an dem Leiden seiner Unterthanen.

2. Durch seine Gegenwart bey Unglücksfällen.

3. Durch den Muth, mit dem er selbst Gefahren entgegen ging — Beyspiel.

4. Durch das Aufsuchen des verborgenen Elendes — Beyspiel.

II. Joseph als Monarch.

A. Seine Bildung ist merkwürdig — denn sie war:

1. Zum Theil unbekannt; Theresiens religiöse Grundsätze, Franzens Vorliebe für Handlung und Wissenschaf-

ten Stimmen mit Josephs [illegible] und [illegible]schäftigung nicht überein;

2. zum Theil selbst erwerben, durch Reisen, welche nützlich für seine Staaten waren, dieß beweisen sowohl seine inländischen Reisen nach Ungarn, Böhmen u. s. w. als auch seine ausländischen nach Rom und Paris, wo er das Taubstummen-Institut sah, und in seinen Ländern errichtete.

B. Seine Regierung ist glänzend!

1. Groß und erhaben war der Plan derselben. Diesen erkennt man aus einem Schreiben Josephs an die Stadt Ofen.

2. Mühsam und wohlthätig für die Nation war die Ausführung dieses Planes.

a. Auswurzlung der Vorurtheile und Aufklärung beförderte Joseph durch Preßfreyheit und Toleranz.

b. Population durch die Aufnahme der Fremden, deren Anzahl 38000 beträgt, und durch den ausländischen Waarenverboth;

c. Handlung durch neueröffnete, und verbesserte Seehäfen.

d. Trost und Hilfe verschaffte er der leidenden Menschheit durch verbessertes chirurgisches Studium, Kranken- Gebähr- und Findelhäuser.

e. Beschleunigung aller Geschäfte.

C. Alle Klagen verdunkeln den Glanz seiner Regierung nicht.

1. Viele dieser Klagen treffen nicht ihn und sind daher ungerecht.

2. Seine Absichten wurden oft verkannt, darüber beschwerte er sich selbst.

b. Seine besten Anstalten oft gemißbrauchet, als: Preßfreyheit und Toleranz.

2. Jene Klagen, die ihn treffen, beweisen nichts gegen sein Herz, sondern nur: daß auch Monarchen Menschen sind.

a. Joseph entschied durch Machtsprüche und verschärfte zuweilen die vom Gesetze bestimmte Strafe; dazu verleiteten ihn zu eifriger Wunsch, Verbrechen zu mindern.

b. Er wurde mißtrauisch, durch unglückliche Erfahrung.

c. Durch die Einziehung aller Stiftungen entzog er den Unterthanen nichts.

d. Seine Oekonomie bezog sich mehr auf seine eigene Person — wurde aber verkannt.

e. Endlich waren seine Anstalten oft aufgedrungen, und ihre Ausführung zu schnell, weil sein Eifer für das Gute zu heftig war.

III. Joseph als Christ.

A. Wie Joseph bethete, bethet der Christ. Ohne Prunk, im Gefühle des Staubes, mitten unter dem Volk, auf seinen Knieen.

B. Wie Joseph litt, leidet der Christ.

1. In seinem Leben erlitt er manchen traurigen Verlust, Verlust zweyer Gemahlinnen, eines Vaters, einer Mutter, einer Tochter.

2. Auf seinem Sterbebette konnten weder die Schmerzen des Körpers seinen Geist beugen, noch die Ankündigung des nahen Todes ihn niederschlagen.

3. Aber schwer empfand er den Gedanken vereitelter Plane, unvollendeter Werke, und das Gefühl, von seinen Unterthanen verkannt zu seyn.

4. Tief kränkten ihn Niederlands Trotz und Starrsinn — und

5. Elisens Tod machte das Maß seiner Leiden voll!

Reisingers Schrift schließt mit folgender Strophe aus Eulogius Schneiders Elegie an den sterbenden Joseph:

Gibt's für dich noch einen Kummer?
Nein! — So schlaf den Todesschlummer,
Schlaf ihn sanft und ohne Schmerz!
Schlaf du ärmster aller Großen,
Denn der Kelch ist ausgegossen,
Ausgeblutet hat dein Herz.

XVII.

Der entscheidende Beweggrund zur Aufhebung des Jesuitenordens.

Es ist begreiflich und bekannt, daß Joseph nichts unterließ, Maria Theresia endlich dahin zu stimmen, daß sie den Jesuitenorden aufhebe. Vielleicht aber wäre es ihm dennoch nicht gelungen, wenn, wie von mehreren glaubwürdigen Seiten her berichtet wird, Clemens XIV. ihr nicht ein Packet Papiere zugesendet hätte, welche den Inhalt ihrer eigenen und der Beichte ihrer Familie so wie mehrerer Großen (darunter natürlich die allergeheimsten Dinge) ausmachten; und diese Schriften waren dem Papste von Wien aus zugemittelt worden. Diese Entdeckung gab den Ausschlag, und die Kaiserinn hob den Orden in ihren Staaten auf.

Wie nun der Papst zu jenen Papieren gelangte, damit verhält es sich folgender Maßen: Der Rector des Profeßhauses der Jesuiten auf dem Hofe zu Wien (jetziges Gebäude des Hofkriegsraths) hatte eine Reise zu unternehmen, und beauftragte den Ordensgenossen Joseph Julian Monsperger (welcher 1774, also das Jahr nach der Aufhebung der Jesuiten die Professur der Hermeneutik an der Wiener=Universität erhielt, und sich auch als Schriftsteller bekannt gemacht hat), indeß im Rectoratsaal aufräumen und säubern zu lassen. Als Monsperger mit dieser Anordnung beschäftigt war, fiel ihm ein an der Wand hängendes Gemälde auf; es bey günstigem Lichte zu betrachten, nahm er es herab, und siehe, hinter dem Bilde

erscheint die kleine Thüre eines Wandschrankes. Ein Knöpfchen zeigt sich; Monsperger drückt daran, und das Thürchen springt auf. Eine Masse Papiere stellt sich dem Blicke des überraschten Entdeckers dar, und darunter ein ledernes Futteral, auf welchem geschrieben steht: „Beichten der Großen und Mächtigen.“ Monsperger öffnet das Futteral, und zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen findet er die Beichten der Kaiserinn, der Erzherzoge und Erzherzoginnen, mehrerer Minister und sonstigen Großen und wichtiger Damen. Monsperger, dem Jesuitenorden schon längst im höchsten Grade abhold, nimmt das verhängnißvolle Futteral mit sich, entschließt sich rasch und kurz, macht sich auf, und reist mit seinem Funde unmittelbar nach . . . Rom, zum heiligen Vater, welcher damahls Clemens XIII. war. Von diesem überkam Clemens XIV. die Papiere, und alles Uebrige erklärt sich von selbst.

Wir bringen in Bezug auf die Jesuitenaufhebung hier noch eine Anecdote an, deren Doppelsinn wahrhaft pikant ist. Der um das Wiener Waisenhaus so verdiente Pater Parhamer († 1780), als er die Nachricht von Clemens XIV. (Ganganelli) Hintritt, den man bekanntermassen einer Vergiftung von Seite der Jesuiten zuschrieb, deren Ordensaufhebung er decretirt hatte, erhalten, beeilte sich, den Kaiser von dieser Neuigkeit in Kenntniß zu setzen. Parhamer, der selbst Jesuit gewesen, erfuhr, daß der Monarch schon darum wisse. Und, setzte der Kaiser hinzu, es wird behauptet, die rachevollen Patres Jesuiten haben den heiligen Vater mit Gift aus der Welt geschafft. Parhamer war verlegen. Der Kaiser fragte: Was sagen Sie dazu? Der Gefragte antwortete: Ja Eure Majestät, es war stets der Grundsatz der Jesuiten, ihren Feinden zu v e r g e b e n. —



